Paul-Emile Dentan

Nachgeben oder Widerstehen

Schweizer Protestanten gegen den Nazismus

Aus dem Französischen übertragen
von Rodolphe Eckert und Marlies Boos-Eckert

Zur digitalen Ausgabe

Digitalisierung

Eingelesenes Original:

Titel: Nachgeben oder Widerstehen,
Schweizer Protestanten gegen den Nazismus
Autor: Paul-Emile Dentan
Verlag: TVZ, Theologischer Verlag Zürich
Erste Auflage: 2002
Aktuelle Auflage: 2002
Französische Originalausgabe: "Impossible de se taire. Des protestants suisses face au nazisme" bei Labor et Fides, Genf, erschienen. © Labor et Fides, 2000

Digitale Ausgabe:

Version: 2023/02
Dateiname: dentan-nachgeben_widerstehen.pdf

Rechtliches

Die Digitalisierung und die Verbreitung dieses Werkes im Internet bedeutet keineswegs, dass nun auch die Urheberrechte aufgehoben wären. Die Richtlinien für die neue Form der Nutzung und Verbreitung dieses Werkes sind lizenziert auf der Grundlage einer

"Creative Commons-Lizenz 4.0"
https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de
Aus diesen Lizenzbestimmungen möchten wir folgenden Grundsatz unterstreichen: ***Das Dokument darf vervielfältigt und verbreitet werden, aber ausschliesslich zu nicht kommerziellen Zwecken und unter der Bedingung, dass Inhalt (einschliesslich der Angaben zu Digitalisierung, Rechtlichem und Lizenz), Aufbau, Gliederung und Wortlaut dem unter http://walter-luethi.ch/ veröffentlichten Original entsprechen.***

Zitate:

Zitate müssen entsprechend gekennzeichnet werden: Autor, Buchtitel, Untertitel; Herausgeber, Dateiname und Version der digitalen Ausgabe[1]; Zudem: Seitenangabe(n); Lizenzangabe: Creative Commons-Lizenz: CC-BY-NC-ND (Link oben)..

Die Absicht dieser Lizenz:

Das angestrebte Ziel besteht darin, einerseits die Texte von Walter Lüthi einer möglichst breiten Leserschaft kostenlos zugänglich zu machen, aber sie gleichzeitig bestmöglich vor jeder Art von Veränderung, Fälschung oder auch Kommerzialisierung zu schützen.

[1] Solange der Link zum Dokument funktioniert, genügt dieser für Autor, Buchtitel, Untertitel; Herausgeber, Dateiname und Version der digitalen Ausgabe:
http://walter-luethi.ch/nachgeben_widerstehen/dentan-nachgeben_widerstehen.pdf

Dank und Vorwort des Herausgebers

Zunächst möchte ich mich sehr herzlich bedanken für das Wohlwollen, das mir im Projekt dieses wertvolle Dokument digital zu veröffentlichen von allen Beteiligten entgegengebracht wurde! Ein besonderer Dank gilt all jenen, die hilfsbereit mitwirkten oder mir grosszügig die benötigte Einwilligung erteilten. Zu ihnen gehören:

Theologischer Verlag Zürich (TVZ): Herzlichen Dank für die hilfsbereite und freundliche Kommunikation mit mir und mit 'Labor et Fides' in Genf und für die Hilfe auf der Suche nach den Rechteinhabern!

Herr Altbundesrat Moritz Leuenberger: Herzlichen Dank für die postwendende, freundliche Einwilligung, Ihr wertvolles Vorwort auch für diese Ausgabe übernehmen zu dürfen.

Nachkommen der Übersetzer, Frau Élisabeth Dunning-Eckert, Herr Pierre Eckert und Herr Roland Eckert: Herzlichen Dank für die freundliche Erlaubnis, den ins Deutsche übersetzte Originaltext digital zu veröffentlichen.

Herr Augustin Oltramare: Herzlichen Dank für die freundliche und hilfreiche Vermittlung der Kontakte zu den Nachkommen des Autors.

Nachkommen des Autors, Frau Marie Coudert und Herr Nicolas Dentan: Herzlichen Dank für die freundliche Kommunikation und die wohlwollende Einwilligung in dieses Projekt.

Verlag 'Labor et Fides', Genf (legaler Rechteinhaber): Herzlichen Dank für die freundliche Kommunikation und für die Erlaubnis zur vorliegenden digitalen Veröffentlichung von 'Nachgeben oder Widerstehen'.

Herr Altnationalrat Otto Zwygart: Herzlichen Dank für das lebhafte Interesse am Thema und für den wertvollen orthografischen Beitrag.

Da und dort wurde eine zusätzliche Fussnote eingefügt, die jeweils mit 'Hsg.:' (Herausgeber) eingeleitet wird. Aufgrund des Vergleichs mit dem französischen Original und zum besseren Verständnis wurden in der vorliegenden digitalen Ausgabe einzelne geringfügige Anpassungen des deutschen Originaltextes vorgenommen, die jeweils ebenfalls mit einer entsprechenden Fussnote gekennzeichnet wurden.

Was dafür spricht, dieses Buch ausgerechnet auf der Webseite von Pfarrer Walter Lüthi zu veröffentlichen, wird auf der entsprechenden Seite ausführlich erläutert: http://walter-luethi.ch/nachgeben_widerstehen

Es bedeutet für mich eine grosse Genugtuung, dieses äusserst wertvolle Dokument erneut der Öffentlichkeit zugänglich machen zu können. Darin hat der Autor in wohl einzigartiger Weise ein wichtiges Stück Schweizergeschichte sichtbar und zugänglich gemacht. Diese Geschichte dürfte bei uns in der Schweiz und darüber hinaus keinesfalls in Vergessenheit geraten. Wenn somit die vorliegende digitale Veröffentlichung in diesem Sinne einen Beitrag 'gegen das Vergessen' leisten könnte, wäre dies die grösste Ehre für den Autor und der schönste Dank für mich als Herausgeber.

Für ein angemessenes Verständnis dessen, was das vorliegende Buch beschreibt, wird es aber unerlässlich sein, sich in grösstmöglichem Mass den ganz spezifischen Kontext zu vergegenwärtigen, auf den sich der Autor bezieht: Der Nationalsozialismus und mit ihm der Zweite Weltkrieg stellten einen kaum vergleichbaren geschichtlichen Kontext dar. In diesem heute wohl nur noch schwer nachvollziehbaren Kontext

wurde wiederum ein Flüchtlingsdrama provoziert, das an Härte, Grausamkeit und Menschenverachtung von Seiten der Provokateure und an Leid, Elend, Schrecken und Tod auf Seiten der Bedrängten auch nicht mehr zu überbieten scheint.

Bereits der Titel des vorliegenden Buches ruft auf zum 'widerstehen' – und der Titel der französischen Originalausgabe zum 'nicht schweigen'. Dieser Aufruf, der damals laut wurde, bezieht sich zwar direkt und konkret auf die offizielle Schweizerpolitik in der damaligen, wie gesagt wohl unvergleichlich dramatischen Flüchtlingsfrage. Aber der Aufruf richtete sich zutiefst auf den Widerstand gegen den Nationalsozialismus als der Wurzel all dieser Entwicklungen. Das wird umso deutlicher, wenn man Beiträge liest, die im vorliegenden Buch erwähnt werden, wie zum Beispiel den Vortrag von Karl Barth 'Im Namen Gottes des Allmächtigen! 1291-1941'[2]

Nur im Licht der Dunkelheit des geschichtlichen Kontextes, auf den sich das Buch bezieht, und zugleich im Licht des hellen Lichtes, das in dieser Dunkelheit nie fehlte, können angemessene Schlüsse für aktuelle Kontexte gezogen und mögliche Antworten für diese gefunden werden.

Ja, es geht im vorliegenden Buch um einen geschichtlichen Kontext, der einerseits von einer kaum zu überbietenden Dunkelheit, aber darin zugleich von hellem Licht gekennzeichnet ist. Es ist eben das Licht, von dem geschrieben ist: ***"In Christus war seit jeher das Leben und das Leben war seit jeher das Licht der Menschen. Und das Licht scheint in der Finsternis und die Finsternis hat es nicht angenommen aber auch nicht auslöschen können."*** (nach Johannes 1,4-5). So hat sich in der zurückliegenden äusserst dunklen Geschichte doch einmal mehr bestätigt, dass dieses Licht von keiner Dunkelheit je ausgelöscht werden kann. Ja, es ist *dieses Licht* und keine anderen Lichter, das sich gemäss der uns gegebenen Schrift eines Tages den völligen und endgültigen Durchbruch verschaffen wird.

Im vorliegenden Buch nebst der Dunkelheit gerade dieses Licht zu sehen und zu fassen, wird den wesentlichen Unterschied in der Lektüre und deren Bedeutung für uns heute ausmachen.

Der Herausgeber, Hans Käser

[2] Karl Barth: *«Eine Schweizer Stimme 1938-1945»*, Evangelischer Verlag A.G., Zollikon-Zürich, Zweite Auflage 1948, S. 201 ff.

Inhalt

VORWORT FÜR DIE DEUTSCHE AUSGABE 8

EINLEITUNG 9

KARL BARTH: DER ERSTE, DER BEGRIFF 12

Im Namen Gottes des Allmächtigen 15

Die jüdische Frage 18

Unsere Kirche und die Schweiz in der heutigen Welt 18

WALTER LÜTHI: «WIDERSTEHET» 22

Eine Rede, die Staub aufwirbelt 26

ERNST STAEHELIN: SEIN HAUS STAND IMMER OFFEN 30

Von der Mithilfe eines Juden 33

ALFONS KOECHLIN: «SCHWEIGEN KÖNNEN WIR NICHT» 36

Alfons Koechlin wird Präsident des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbunds 40

In Opposition zum Bundesrat 41

Intervention von Marc Bœgner 44

OBERLEUTNANT PAUL DE SAUGY: NACHRICHTENDIENST AUS IDEALISMUS 48

Die Macht der Liebe 51

ODETTE MICHELI ODER GELEBTE NÄCHSTENLIEBE 53

WILLEM VISSER'T HOOFT: VON DER ÖKUMENE ZUM WIDERSTAND 57

Die Schweizer Route 61

GERTRUD KURZ, DIE FLÜCHTLINGSMUTTER 65

MARCEL PASCHE,
EIN SCHWEIZER PFARRER IM BESETZTEN FRANKREICH 70

Als Seelsorger in Roubaix 70

Rechtshilfe für Familien Beschuldigter 72

ARTHUR FREY UND SEINE KOLLEGEN VON DER PRESSE:
«NEIN ZUR GESINNUNGSNEUTRALITÄT» 76

Arthur Frey auf Vorposten 80

Kirche - Staat: konfuses Verhältnis 84

PAUL VOGT, DER FLÜCHTLINGSPFARRER..... 88

JEAN DE SAUSSURE… UND ANDERE 95

In der Ajoie 98

ROLAND DE PURY, DER GLAUBENSSTREITER..... 100

Verhaftung..... 103

ANHANG 106

Die Theologische Erklärung von Barmen 106

Die sechs Thesen der Deutschen Evangelischen Kirche
(Auszug) 107

Briefe des Präsidenten des Schweizerischen Evangelischen
Kirchenbundes, Alfons Koechlin, an Heinrich Rothmund,
Vorsteher der Eidgenössischen Fremdenpolizei, und
Bundesrat Eduard von Steiger 109

Communiqué des SEK (vom 21. August 1942) 114

Begegnung zwischen dem SEK-Vorstand und der
«Aktion nationaler Widerstand» 116

Predigt von Pastor Roland de Pury
gehalten in Lyon am 14. Juli 1940 (Auszüge) 117

Vorwort für die deutsche Ausgabe

«Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist»: Diese Antwort Jesu auf die Fangfrage eines Pharisäers richtete sich einerseits an die Christen, die dem Staat Autonomie zubilligen sollen, auf der anderen Seite aber an den Staat, der die Verantwortung der Kirche anzuerkennen hat. Kirche und Staat haben beide ihren eigenen Auftrag. Keiner der beiden darf sich den anderen untertan machen, beide haben die je verschiedenen Aufgaben zu respektieren.

Wie andere Diktaturen wollte auch der Nationalsozialismus die Kirchen der absoluten Kontrolle des Staates unterstellen. Dabei versuchte er, seine rassistische Ideologie zu einer eigentlichen Staatsreligion zu erheben. Weil sie einen solchen Übergriff des Totalitarismus nicht akzeptieren wollten, erhielten viele Christen Redeverbot, wurden in Konzentrationslager gebracht oder bezahlten gar mit ihrem Leben.

Ein halbes Jahrhundert - also zwei bis drei Generationen - später ist daran zu erinnern, dass der Widerstand der deutschen evangelischen Kirchen gegen das Hitler-Regime auch einem Schweizer zu verdanken war, Karl Barth. Nach seiner Ausweisung durch die Nazis gab er - den Zensurvorschriften einer oft falsch verstandenen schweizerischen Neutralitätspolitik zum Trotz - auch den Christen unseres Landes neue Entschlossenheit und Zuversicht. Als die Landesregierung und andere politische Behörden ihrer Aufgabe nicht mehr voll gerecht wurden oder ihre Entschlossenheit nachzulassen schien, gab es viele Schweizerinnen und Schweizer, welche ihrem Gewissen folgten.

Das vorliegende Buch schildert Erlebnisse von Landsleuten, die uns zeigen: Die Kirche hat eine selbständige Aufgabe gegenüber dem Staat, gegenüber der Wirtschaft und den Medien, gegenüber Forschung und Wissenschaft. Wenn wir uns in Erinnerung rufen, wie andere unter schwierigsten Bedingungen handelten, indem sie ihre Freiheit und ihr Leben riskierten, dann hilft uns dies, unsere eigene Verantwortung hier und jetzt wahrzunehmen.

Moritz Leuenberger Bundesrat

Einleitung

Der «Bergier-Bericht» geht mit den Schweizer Behörden, welche die Schliessung der Grenze zu Frankreich befohlen haben, als Menschen - mehrheitlich Juden - zu Tausenden vor den Nazis flohen, nicht zimperlich um. Auf Befehl von Pierre Laval, Ministerpräsident unter Marschall Petain, hatte die französische Miliz am 16. Juli 1942 nach einer beispiellosen Verhaftungswelle im Pariser Radrennstadion («Vel d'Hiv») über 28'000 Juden für die Deportation nach Polen zusammengetrieben, wo die Nazis bereits Todeslager und Gaskammern errichtet hatten. Nach Lavals Zusage an Hitler, ihm 10'000 in der sogenannten «freien» Zone lebende ausländische Juden auszuliefern, wurden in ganz Frankreich ähnliche Razzien durchgeführt. In den israelitischen Gemeinschaften brach Panik aus. Mit allen Mitteln versuchten die Mutigsten unter ihren Angehörigen, die Schweiz oder Spanien zu erreichen. Aus Furcht vor einem nicht mehr zu bewältigenden Flüchtlingszustrom ordneten daher der Vorsteher der Eidgenössischen Fremdenpolizei, Heinrich Rothmund, und sein Vorgesetzter, Bundesrat Eduard von Steiger an, die französisch-schweizerische Grenze ab 22. August 1942 zu schliessen und die gesunden Personen abzuweisen. Bis in den Monat Dezember kam es so zu 1'056 Rückweisungen durch die Schweizer Grenzwächter. Im Jahr darauf waren es 3'344 Personen. In der Zwischenzeit hatte Deutschland Frankreich den gefürchteten «Service du Travail Obligatoire» (STO) aufgezwungen. Aus Angst vor dieser Zwangsarbeit entflohen zahlreiche junge Franzosen in den Maquis, suchten sich ein Versteck oder trachteten in die Schweiz zu gelangen, die sie allerdings nicht als Flüchtlinge akzeptierte.

Die behördlichen und polizeilichen Massnahmen lösten unter den Evangelisch-Reformierten der Schweiz eine beträchtliche Erregung und in der Presse energische Proteste aus; dabei übten sich die Westschweizer Zeitungen allerdings eher in Zurückhaltung. Nach Hitlers Machtergreifung im Jahr 1933 erkannte man, besonders unter dem Einfluss von Karl Barth, an der Theologischen Fakultät der Universität Basel - wie auch bei Verantwortlichen der reformierten Kirchen der Schweiz in Bern - den diabolischen Charakter des Nationalsozialismus

voll und ganz. Proteste nahmen kein Ende, ebenso wenig wie die Warnungen an Bevölkerung und Führungskräfte des Landes vor einer Diktatur, welche die Jugend für die in ihren Augen alleinseligmachende Partei zu mobilisieren suchte und Gewerkschaften und Kirchen ihr Verhalten diktieren wollte, um einen allmächtigen Staat errichten zu können. Die Schweiz war damit in ihrer Seele bedroht. Aufgabe der Kirchen war es nun, ihr Wächteramt wahrzunehmen.

Die ersten Verfolgungen deutscher Juden rüttelten die deutschsprachigen Protestanten auf. Am 23. Juli 1933 hatte Hitler die kirchlichen Angelegenheiten selber in die Hand genommen und Ludwig Müller, einen ehemaligen Feldprediger, zum «Reichsbischof» und damit zum ausschliesslichen Wortführer der Machthaber mit den Kirchen ernannt. Einige Tage später fanden sich in Preussen zweihundert Delegierte zu einer «braunen Synode» ein. Diese schloss sämtliche protestantischen Pfarrer mit jüdischem Blut von der amtlichen Kirche aus. Fortan erübrigten sich Synoden, kamen doch die Befehle nunmehr von oben. Diejenigen, die das Regime als «deutsche Christen» bezeichnete, waren dem «Führer» zu Gehorsam verpflichtet und sollten dem Alten Testament, diesem «jüdischen Text», keinerlei Beachtung mehr schenken.

Die Gotteslästerungen, zu denen es an dieser amtlichen Synode gekommen war, veranlassten den Berliner Pastor Martin Niemöller zu einer lebhaften Reaktion. In einem vom 21. September 1933 datierten Rundschreiben lud er die evangelischen Seelsorger ein, sich dem «Pfarrernotbund» anzuschliessen. Dessen Mitglieder verpflichteten sich, dem «Bischof» von Hitlers Gnaden den Gehorsam zu verweigern und ihre Predigten ausschliesslich auf die Heilige Schrift und die Bekenntnisse der Reformation abzustützen. Innerhalb einer Woche gaben achttausend Seelsorger - ein Drittel der evangelischen deutschen Pfarrer - hiezu ihre Zustimmung. Einige protestantische Geistliche jüdischer Abstammung emigrierten mit der Hoffnung in die Schweiz, hier Zuflucht und wenn möglich ein Pfarramt zu finden.

Nachdem «Bischof» Heckei, Vorsteher der Abteilung für auswärtige Angelegenheiten der deutschen Evangelischen Kirche (ohne direkte hierarchische Beziehung zum «Reichsbischof») um die

Erlaubnis ersucht hatte, in die Schweiz reisen zu können, um die Entwicklung in Deutschland darzulegen, stellte der Vorstand des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbunds (SEK) fünf Bedingungen, die fast Wort für Wort der Erklärung von Barmen (siehe Anhang I) entsprechen. Für die deutsche Bekennende Kirche (oder Bekenntniskirche) bildet diese Erklärung die Grundlage, auf die sie - oft unter Lebensgefahr für ihre Seelsorger und Gläubigen - ihren überzeugten Widerstand gegen den Nationalsozialismus abstützte.

Dieser Abwehrkampf war geistiger Natur. In der deutschen Schweiz löste er Berufungen und Engagements von Christen aus, die sich mit Intelligenz und Hartnäckigkeit auflehnten, als es die Bundesbehörden an Rückgrat fehlen liessen.

Dieses Buch berichtet über Taten und Stellungnahmen von ein paar - hauptsächlich reformierten - Schweizer Männern und Frauen, die Farbe zu bekennen wagten. Die Deutschschweizer waren der Propaganda des «Dritten Reichs» bedeutend stärker ausgesetzt als die Welschen. Diese unternahmen zwar viel, um der französischen «Résistance» zu helfen, protestierten aber eher selten gegen Nazideutschland und seine Aktionen. Für mehr Beunruhigung sorgten die an den Orthodoxen in der Sowjetunion verübten Massaker.

Vor allem der zwiespältigen Haltung des Vatikans wegen wird in diesem Buch von der römisch-katholischen Kirche nicht die Rede sein. Allein der Seelsorger und spätere Kardinal Charles Journet wagte es, die Abwege der Nazis anzuprangern und der moralischen Neutralität unseres Bundesrats die Stirn zu bieten. In jenen dunklen Jahren aber wurde er zum Schweigen aufgefordert[3]. Hervorzuheben ist indessen das heldenhafte Verhalten kleiner katholischer «Landpfarrer», sowohl in der Schweiz wie in Frankreich, die Hunderte von Juden und Résistance-Angehörige über die Grenze brachten, Informationen an die Nachrichtendienste weitergaben oder Kranke mit Arzneimitteln versorgten. «Geht es um Gottes Ansehen, kann ich nicht untätig bleiben», sagte der - später von den Deutschen hingerichtete - Pfarrer von Ville-la-Grand (Hochsavoyen). - Genau darum ging es.

---

[3] «Quelle neutralité face à l'horreur? Le courage de Charles Journet», von Guy Boissard. Editions St. Augustin, St. Maurice, Mai 2000.

Karl Barth: der Erste, der begriff

Die Schreckensnachrichten über Massaker, Hungersnöte und Deportationen in Stalins Sowjetunion, die in den Westen gelangten, trübten den Blick der europäischen Kirchen so sehr, oder versteinerten sie gar derart, dass die meisten von ihnen die Wirklichkeit in Deutschland nicht erkannten. Selten waren die kritischen Kommentare zu Hitlers Machtergreifung im Jahr 1933: So gut wie niemand hatte *«Mein Kampf»* gelesen oder den Sinn der Rassentheorie *«Blut und Boden»*, die Europa mit Feuer und Schwert ins Elend stürzen sollte, erfasst. Nach und nach drang jedoch das Echo vom Widerstand der deutschen Bekennenden Kirche über die Landesgrenzen. Verhaftungen von Geistlichen wurden bekannt, ebenso wie die Ukasse[4] der sogenannten «Deutschen Christen», die im Auftrag Hitlers und seiner Schergen das Evangelium in seinem Kern auszuhöhlen und zu verkünden hatten, der nationalsozialistische Staat verkörpere die Überlegenheit der deutschen Rasse in neuer Gestalt. Die Kirche, verlangten die Nazis, habe dem Staat zu gehorchen. Obwohl umstritten, führte diese Forderung zum «Deutschen Christentum», das nicht müde wurde, die Jugend im «Führer»-Kult zu schulen.

In Lagern, wo es sympathisch und fröhlich zuzugehen schien, bläuten die Nazis Tausenden von jungen Leuten ein, Judentum und Bolschewismus seien die Hauptfeinde des deutschen Volkes. Zur Beruhigung desorientierter Christen verkündeten ihnen die Missionare des Rassenkults das im Dienste des Staates stehende «positive Christentum». In zeitgemässem Kleid wurden Begriffe aus dem altgermanischen Heidentum wieder in Umlauf gesetzt. Das Alte Testament - diese «jüdische Geschichte» - wurde aus der Bibel entfernt, und jedes Mittel war recht, um die Botschaft des Apostels Paulus zur Bekehrung der Juden zu entstellen.

Gegen diese von den Nazis auf äusserst raffinierte Weise unters Volk gebrachten Thesen lehnte sich Karl Barth, damals Theologieprofessor an der Universität Bonn, auf. Seine unzweideutigen Stellungnahmen hatten seine Ausweisung zur Folge, zumal er sich weigerte,

[4] Hsg.: Erlasse, Verordnungen

dem Staat gegenüber auch dann den Treueid abzulegen, als ein Grossteil der Deutschen vor Hitler bereits kapituliert hatte. Die meisten von ihnen sahen im «Führer» den Mann, der die Schande von Versailles[5] tilgen würde und die Verheissung besserer Tage verkörperte. Hitler erwartete freilich nicht, dass die deutsche Kirche erwachen und gegen das «Deutsche Christentum» antreten würde. Insbesondere hatte er den entschlossenen Widerstand von Pastor Martin Niemöller, um den sich die Gegner der Nazi-Propaganda scharten, nicht vorhergesehen. In seinen machiavellistischen[6] Plänen hatte Hitler nie mit der Schaffung der *Bekenntniskirche* gerechnet. Diese brachte den Mut auf, sich einem der fundamentalen Dilemmas zu stellen, das Christen in schwere politische Gewissenskonflikte bringen kann: Soll man in einer aufstrebenden nationalen Bewegung mitmachen und voller Überzeugung für seinen Glauben Zeugnis ablegen, selbst wenn dabei ein die neuen politischen Lehren berücksichtigendes Evangelium verkündet werden muss - oder soll man nicht? Wen würde das Buch *«Das Dorf auf dem Berge»*[7] nicht auch heute noch im Innersten bewegen? Es schildert, wie eine ganze Gemeinde - es muss ihrer in Deutschland viele gegeben haben - Luthers Choral «Ein feste Burg ist unser Gott» singt, während ihr Seelsorger ins Konzentrationslager abgeführt wird.

Innerhalb eines Jahres fasste die Bekenntniskirche eine Reihe von Resolutionen, die viele ihrer Gläubigen auf den Märtyrerweg führten. An einer Bekenntnissynode nahm sie 1934 die *Erklärung von Barmen* (vgl. Anhang, erster Abschnitt) an, die zur theologischen Grundlage ihres ganzen Wirkens wurde. Der massgebliche Verfasser der Erklärung war Karl Barth. «Auch wenn die Bekennende Kirche den Aufschwung des Nationalsozialismus nicht zu hemmen vermochte», schrieb er in einem von der New Yorker Quartalszeitschrift *Foreign*

---

[5] Hsg.: Friedensvertrag von Versailles von 1919, in dem Deutschland die alleinige Schuld am Ausbruch des 1. Weltkrieges zugeschoben wird.

[6] Hsg.: Gibt dem Machtinteresse den Vorrang vor der Ethik (politische Theorie von Niccolò Machiavelli - 1469–1527)

[7] *Das Dorf auf dem Berge: Eine Begebenheit. Das Einzelschicksal eines Bekenntnispfarrers.* Von Otto SALOMON- WEBER, erzählt von Peter HOLZSCHUH und aufgeschrieben von Johan MAARTEN. Evangelische Buchhandlung, Zollikon, 1939.

Affairs bestellten Beitrag[8], «trug sie in einem wesentlichen Punkt entscheidend zur Durchkreuzung von Hitlers Plänen bei: In Deutschland vermochte sich ein freier Protestantismus zu behaupten. (...) Hitler konnte ihn gewiss unter Druck setzen, jedoch nicht besiegen».

In den Jahren vor Österreichs «Anschluss» (1938) und dem Münchner Abkommen öffneten die Beziehungen, welche Karl Barth mit seiner starken Persönlichkeit zur Bekennenden Kirche aufrechterhielt, den Kirchen in anderen europäischen Ländern die Augen vor der äusserst schwerwiegenden Gefahr, welche die totalitären und rassistischen Lehren des Dritten Reichs für die freie Verkündigung von Gottes Wort darstellten.

In einem 1939 verfassten «Brief nach Frankreich»[9] nahm Karl Barth mit aller Entschiedenheit gegen Hitler Stellung: «Der am Kreuz gestorben ist», schrieb er, «ist auch für Hitler gestorben und erst recht für die verwirrten Menschen, die freiwillig oder unfreiwillig unter seinen Fahnen stehen». Er warnte die christlichen Kirchen davor, «gerade in diesem Krieg gedankenlos neutral und pazifistisch schweigen zu wollen. Sie sollen heute in aller Bussfertigkeit und Nüchternheit um einen gerechten Frieden beten und in derselben Bussfertigkeit und Nüchternheit allem Volke bezeugen, dass es nötig und der Mühe wert ist, für diesen gerechten Frieden zu streiten und zu leiden. Sie sollen den Völkern der demokratischen Staaten (…) sagen, dass wir um Gottes willen menschlich sein dürfen und gegen den Einbruch der offenen Unmenschlichkeit mit der Kraft der Verzweiflung uns wehren müssen»[10]. Empört fragte dann der Theologe: «Warum sind die Vertreter und Organe der ökumenischen Kirchenbewegung in all diesen Jahren und noch während der fatalen Entwicklung des letzten Sommers und Herbstes so diplomatisch stumm geblieben, als ob es kein prophetisches Amt Jesu Christi und als ob es keinen Wächterdienst der Kirche gäbe?»

---

[8] Im Herbst 1942 verfasster Text. Deutsche Originalversion in: *Kirchenblatt für die reformierte Schweiz*, Basel, 15. April 1943.

[9] An Pfarrer Charles Westphal adressiertes Schreiben in: Karl Barth: «*Eine Schweizer Stimme 1938-1945»*, Evangelischer Verlag A.G., Zollikon-Zürich, Zweite Auflage 1948, S. 108 ff.

[10] Hsg.: Der Originaltext aus «*Eine Schweizer Stimme 1938-1945»* hat hier eine leichte Anpassung des ursprünglichen Textes erfordert.

Ein Jahr später, nach dem militärischen Zusammenbruch Frankreichs, wandte sich Karl Barth im Oktober 1940 ein weiteres Mal in einem Brief[11] an die Protestanten von Frankreich und zeigte ihnen, wo ihre Verantwortung lag.[12] Erneut prangerte er die Philosophie an, «die 1933 im deutschen Volke selbst wie eine Pest ausgebrochen ist». Der zwischen Frankreich und Deutschland geschlossene Waffenstillstand[13] habe, so schreibt Barth, an der Lage der Christen in Frankreich gar nichts geändert, ebenso wenig wie «hinsichtlich des Grundes, der Notwendigkeit und des Rechtes des gegen Hitler geführten Krieges. (...) Wissen Sie, was die bekennenden Christen in Deutschland augenblicklich viel mehr beschäftigt als der ganze Krieg? Die Tatsache, dass die medizinische Tötung gewisser 'unheilbar' kranker Menschen dort nunmehr zu einem in aller Breite angewendeten und durch die Polizeigewalt gegen jede Kritik geschützten System geworden ist. Man spricht von bis jetzt 80'000 Opfern dieses Systems! Das ist Hitler. (...) Sie müssen mindestens mit Ihrem ganzen Herzen bei den Franzosen sein, die den Entschluss fassten und zur Ausführung des Entschlusses die Gelegenheit hatten, auch die Kriegsführung des Frankreichs von 1939 jetzt schon fortzusetzen! Der Nationalsozialismus ist dasselbe fürchterliche, aber auch innerlich hohle, letztlich nichtige Gebilde aus der Unterwelt, das er immer gewesen ist. (...) Sie, liebe Freunde, können in diesem Gegensatz heute tatsächlich so wenig neutral sein wie gestern. (...) In der Kirche von Frankreich muss der Krieg geistlich weitergehen. Sie kann mit Hitler unter keinem Titel Frieden oder auch nur Waffenstillstand schliessen. Und in der Kirche von Frankreich muss es deutlich sein und bleiben, dass auch der militärische Waffenstillstand, den die Regierung von Vichy mit Hitler geschlossen hat, nur vorläufigen Charakter haben kann.»

Im Namen Gottes des Allmächtigen

Am 1. August 1941 fand sich die offizielle Schweiz zur 650-Jahrfeier

---

[11] *Op. cit.*, S. 147 ff. Eine Frage und eine Bitte an die Protestanten von Frankreich.

[12] Hsg.: Dieser Satz ist zum besseren Verständnis leicht angepasst worden.

[13] Hsg.: Waffenstillstand von Compiègne im Zweiten Weltkrieg vom 22. Juni 1940, zwischen dem Deutschen Reich und Frankreich geschlossen und dessen Bedingungen einer Kapitulation Frankreichs gleichkamen.

des Bestehens der Schweizerischen Eidgenossenschaft in Schwyz ein. Die dort gehaltenen Reden qualifizierte Barth als «hohl». Dies war allerdings nicht die Meinung aller. Die deutsche Wehrmacht siegte an allen Fronten und stiess mit grösser Geschwindigkeit durch die russischen Ebenen vor.

In Vaumarcus, oberhalb des Neuenburgersees, hatten die «Unions Chrétiennes des Jeunes Gens» mehrere Hundert Jugendliche in einem Sommerlager versammelt. Karl Barth wandte sich mit Worten an sie, die uns auch heute noch herausfordern, deren Veröffentlichung jedoch von den Schweizer Zensurbehörden untersagt wurde. Der Vortrag konnte lediglich vervielfältigt werden und wurde durch die Genfer Publikation «Quinzaine protestante» privat verteilt. Für den Druck des Textes musste das Kriegsende abgewartet werden[14].

Wovor fürchtete sich die Zensur? Vor der Mahnung, dass sich im Namen «Confoederatio» (Eidgenossenschaft) das lateinische Wort «foedus» (Eid) wiederfindet und dass uns die Bundesverfassung «im Namen Gottes des Allmächtigen» verpflichtet? Gewiss, so meinte Barth, müssen wir die Schweiz «zwar nicht als ein christliches, wohl aber als ein mit dem Evangelium von Jesus Christus konfrontiertes und von ihm in exemplarischer Weise in Anspruch genommenes Staatswesen bezeichnen und verstehen». Die Schweiz vertrete «durch ihre Existenz die Idee einer durch das Recht verbundenen Gemeinschaft freier Völker von freien Menschen». Wie alle übrigen Staaten der Welt habe sie den Willen, sich am Leben zu erhalten, ohne aber irgendein Sonderrecht besessen zu haben, seit 650 Jahren zu bestehen. Die Gnade, mitten im Krieg weiter zu existieren, könnte uns entzogen werden. Daher gebe es für die Schweiz nur zwei Möglichkeiten: «Entweder nachgeben oder widerstehen, entweder zuerst auf unsere Erhaltung und dann erst auf unsere Ehre oder zuerst auf unsere Ehre und dann erst auf unsere Erhaltung bedacht sein.»

In jener «bösen Zeit» stand die Schweiz vor schwierigen Entscheidungen. Sorge bereitete dem Basler Theologen der Graben zwischen denen, die nach der verheissenen «neuen Ordnung» schielten, und der Volksmehrheit, die davon trotz einer sich verschlimmernden

[14] *Op. cit.* S. 201 ff. Im Lager von Vaumarcus am Sonntag, 13. Juli 1941 gehaltener Vortrag.

Wirtschaftslage nichts wissen wollte. Er bedauerte die Abwesenheit der Sozialdemokraten im Bundesrat; zur Stärkung des nationalen Zusammenhalts hätte er deren Beteiligung an der Landesregierung für notwendig erachtet. Barth rechnet sodann mit den Befürwortern der Gesinnungsneutralität ab. «Glauben sie denn im Ernst», fragt er, «dass ein zu öffentlicher Gesinnungsneutralität und also Gesinnungslosigkeit erzogenes Schweizervolk es auf sich nehmen werde, für die Eidgenossenschaft zu hungern und zu frieren, geschweige denn ernstlich zu fechten und im Notfall zu sterben? Ein Schweizervolk, das nicht weiß und das es sich nicht offen gesagt hat, warum es nicht nachgeben darf, warum es widerstehen muss? (...)Was soll dann der Maulkorb da, wo er unter allen Umständen nicht hingehört, da nämlich, wo es nicht etwa um irgendein überflüssiges Redebedürfnis dieser und jener, sondern um die unumgängliche Stärkung unserer Widerstandsbereitschaft geht? Was hat es da für einen Sinn, dem Schweizervolk immer eifriger den Mund und die Ohren zu verbinden?»[15]

Schon 1941 unterschied man in der Schweiz zwischen zwei Klassen von Flüchtlingen: den gern gesehenen und den ungern gesehenen. Hiezu Barths Urteil: «Die gern gesehenen sind diejenigen, deren Heimatpapiere 'in Ordnung' sind, was heute für 90 % oder mehr bedeutet, dass sie mehr oder weniger überzeugte Anhänger des dem unsrigen so radikal entgegengesetzten politischen Systems der uns umgebenden Macht (...) sind. Die ungern gesehenen sind diejenigen, die wegen des Widerspruchs gegen dieses System oder als dessen Opfer ihre Heimat verlassen mussten und als sogenannte 'Emigranten' zu uns gekommen sind.» Und mit Nachdruck fragte Barth: «Was wird aus der rechten Entscheidung und aus der dringend nötigen Beantwortung jener Fragen, wenn die Christen schlafen sollten, weil sie nicht gebetet haben? (...) Wo ist diese Handvoll Gerechter (...), die der Schweiz unentbehrlich sind, wenn sie nicht verderben soll? (...) Es braucht Christen dazu, um die eigentliche Natur der uns heute bedrohenden Gefahr, das schlechtweg Böse des sich heute zur Allmacht erhebenden Geistes, zu erkennen.» Rascher als andere hatte Barth das

[15] Hsg.: Hier ist zum besseren Verständnis das Zitat aus Karl Barths Rede erweitert worden.

echte Wesen des Nationalsozialismus durchschaut. Daher ermahnte er die Schweiz, die am Anfang unserer Bundesverfassung stehende Anrufung («Im Namen Gottes des Allmächtigen») nicht zu vergessen. Zum Schluss seiner kraftvollen Ansprache an die Jugendlichen in Vaumarcus zitierte Barth eine Strophe aus dem Appenzellerlied, «damit der wunderliche Lobgesang der Eidgenossen auch in dieser bösen Zeit nicht verstumme:

Alles Leben strömt aus Dir
Und durchwallt in tausend Bächen
Alle Welten, alle sprechen:
Deiner Hände Werk sind wir!»

Die jüdische Frage

Die Nazis verfolgten die deutschen Juden, deren tragisches Schicksal bekannt ist, vom Anfang ihrer Herrschaft an. Über die begangenen Gräueltaten war Barth wohl informiert. Ohne physisch handeln zu können, machte er sich Sorgen über die Haltung der Christen und forderte sie auf, sich Gedanken zu machen über dieses Übermass an menschlichem Unrecht. In dem bereits erwähnten Beitrag für *Foreign Affairs* unterstrich Barth, dass Jesus Christus selber Jude war und die Juden Christi Volk sind. Folglich müssten wir angesichts der «üblen Judenverfolgung» des Gleichnisses vom Gottesknecht aus dem Buch Jesaja gedenken, der für die Anderen bestraft und geopfert wurde. Barth stellte dann eine Frage, die alle jene störte, die wie er selber Mühe hatten, einen echten jüdisch-christlichen Dialog herzustellen: «So zahlreich unsere Vorwürfe an die Juden auch sein mögen, wie könnten wir sie aufrechterhalten, wo sich doch Gott dieses Volkes bedient hat?» Barth sprach ständig vom «Juden Jesus». Damit wollte er den Christen, die auf ihn hörten, begreiflich machen, wie sehr sie selber in ihrem Glauben, ihrer Verantwortung und ihrem Zeugnis auf die Probe gestellt waren.

Unsere Kirche und die Schweiz in der heutigen Welt

Von der militärischen Lageberuhigung, die auf Frankreichs Niederlage folgte und während welcher Hitler eine Invasion Englands

vorbereitete, liess Barth sich nicht täuschen. In einem Vortrag[16] warnte er seine Zuhörer im November 1940, dass «die böse Zeit» noch nicht vorbei sei und dass uns das Böse auf verschiedene und schmerzliche Weise treffen könnte. «Die Sturzwelle, die für einmal an uns vorbeigegangen ist, könnte plötzlich zurückkommen und dann auch uns nicht verschonen. (...) Wir können und müssen heute wissen, dass die Schweiz in Gefahr ist: in der Gefahr, von dieser Macht überwältigt, ebenfalls unter jene unerträgliche Fremdherrschaft zu geraten.» Die «grosse Strassenwalze der sogenannten Neuordnung Europas (wird) auf einer ihrer Touren in der einen oder andern Weise bestimmt auch unseren bis jetzt noch ausgesparten Winkel erreichen». Niemand dürfe Verständnis - gleichbedeutend mit Einverständnis - zeigen, derweil die SS grölte:

«Die Schweiz in ihrer Blütenpracht,
Die nehmen wir in einer Nacht».

Zu Mut und Widerstand aufrufend, fügte Karl Barth zur Aufrüttelung seiner Zuhörer bei: «Niemand hat das Recht, sich hier auf seine Privatinteressen, Familieninteressen und Geistesinteressen zurückzuziehen. Niemand hat das Recht, sich der Frage der Erhaltung der Schweiz gegenüber neutral zu erklären», gehe es in dieser Situation doch «um Leben oder Tod, das heisst um Ehre oder Schande des Ganzen und damit aller Einzelnen. (...) Wir können und müssen heute wissen, dass das, was droht, unerträglich ist.» Durch Unterwerfung mache man sich fremder Sünde mitschuldig. Barth war überzeugt, «dass die Schweiz in Gefahr ist». Im Übrigen wusste er, dass ihm die Abteilung für Presse und Funkspruch im Armeestab, welche die Veröffentlichung dieses engagierten Vortrags verbieten lassen wollte, nachspionierte. Ohne ihn zu nennen, verschonte Barth insbesondere Bundesrat Pilet-Golaz nicht: «Die Leute, die uns im Sommer angesichts der Katastrophe des Nachbars in dunklen Worten meinten predigen zu sollen, dass auch wir nun 'den alten Menschen auszuziehen' hätten, haben uns, wie es sich seither wirklich gezeigt hat, einen schlechten Dienst getan. Sie haben uns damit verwirrt, statt regiert. Denn

[16] Op. cit., S. 157 ff. Im November 1940 in St. Gallen gehaltener und von der Zensur Mitte Juni 1941 verbotener Vortrag zum Thema «Unsere Kirche und die Schweiz in der heutigen Zeit». Verlag der Evangelischen Gesellschaft, St. Gallen, 1941.

wie diese Parole auch gemeint gewesen sein mag: sie war zweideutig, sie konnte uns ablenken und sie hat uns weithin abgelenkt von der rechten Busse, um die es heute geht und die darin besteht, der Erhaltung der Ehre, Freiheit und Unabhängigkeit der schweizerischen Eidgenossenschaft unsere ganze Kraft zuzuwenden.»

War Barth auf politischer Ebene über die Zukunft der Schweiz beunruhigt, so war er es nicht, wenn er an die Christen dachte. An sie richtet sich das Wort: «Der Gerechte wird seines Glaubens leben. Er wird leben, heisst es!» Aber er redete ihnen ins Gewissen: «Die Schweiz ist uns anvertraut als etwas Kostbares. (...) Was uns mit der Schweiz anvertraut ist, das ist eine bestimmte Ordnung unseres Lebens, die man im Gegensatz zum Leibe wohl mit der Seele des einzelnen Menschen vergleichen dürfte. Sie ist nicht unübertrefflich, sie ist weit davon entfernt, vollkommen zu sein. Aber man kann, darf und soll verantwortlich leben unter dieser Ordnung. Denn sie erstrebt jedenfalls eine solche Gemeinschaft, in der es Freiheit gibt und eine solche Freiheit, die der Gemeinschaft dient.» Was immer man gegen diese Ordnung einwenden wolle: Gerade der Kirche biete sie einen festen und sicheren Rahmen. Ohne Überhebung und Anmassung könnten wir uns jedoch nicht verhehlen, dass uns mit unserer Heimat und ihrer Lebensordnung auch eine gewisse Sendung den anderen Völkern gegenüber anvertraut sei.

Die Behörden wollten die Verbreitung dieses in 10'000 Exemplaren gedruckten Vortrags untersagen. Da sie ihren Beschluss jedoch zu spät fassten, konnten sie lediglich die letzten zweihundert Exemplare konfiszieren. Alle übrigen waren bereits im Land verteilt.

Was gibt es über Karl Barth sonst noch zu sagen, was nicht schon tausendfach gesagt worden wäre? Als Prophet und Streiter war er während des Krieges bei jedem Kampf dabei. Er inspirierte den Widerstand in ganz Europa. Unermüdlich rief er die vom Frieden in ihrem Land eingelullten Schweizer zur Ordnung. Obwohl von der Bundespolizei abgehört, liess er sich nie von seinem Ziel abbringen: den im Hitler-Reich gepredigten Nihilismus an den Pranger zu stellen - jene fremde, dämonische und absolut gottesfeindliche Ideologie, jene Keimträgerin eines zerstörerischen Heidentums.

Im Schoss der ökumenischen Bewegung[17] setzte sich Barth auch für die Aussöhnung zwischen den Kirchen in den alliierten Ländern und jenen ein, die Hitler in dessen Machtbereich die Stirn zu bieten gewagt hatten - eine gigantische Aufgabe angesichts der tiefen erlittenen Verletzungen.

[17] Vgl. weiter hinten das Kapitel über W. Visser't Hooft

Walter Lüthi: «Widerstehet»

Noch heute spricht man von der «Landsgemeinde der Jungen Kirche» vom 30. August 1942 im Hallenstadion von Zürich-Oerlikon. Zitiert wird dabei insbesondere Bundesrat Eduard von Steiger. Seine Ausführungen gelten als Symptom für die damalige Haltung der Bundesbehörden gegenüber dem Flüchtlingsandrang an der Landesgrenze. «Das Boot ist voll», hatte er vor 6'600 jungen Ostschweizer Protestanten gerufen, die zusammengekommen waren, um über das Thema «Widerstehet» nachzudenken. Zum Abschluss seiner Rede erklärte von Steiger wörtlich: «Wenn zwischen Gemüt und Verstand Konflikte einsetzen, das Herz wohl möchte und die Pflicht 'Halt' gebietet, dann lernt man kennen, was widerstehen heisst. Niemand ist davon verschont. Je wichtiger die Stellung ist, die einer einnimmt, desto eher solche Entscheidungen. Wer ein schon stark besetztes kleines Rettungsboot mit beschränktem Fassungsvermögen und ebenso beschränkten Vorräten zu kommandieren hat, indessen Tausende von Opfern einer Schiffskatastrophe nach Rettung schreien, muss hart scheinen, wenn er nicht alle aufnehmen kann. Und doch ist er noch menschlich, wenn er beizeiten vor falschen Hoffnungen warnt und wenigstens die schon Aufgenommenen zu retten sucht»[18].

Erstmals seit Kriegsbeginn bot die erwähnte «Landsgemeinde» Gelegenheit zu einer öffentlichen Aussprache zwischen der Schweizer Jugend, dem Volk im Allgemeinen und dem Bundesrat. Beschreiben wir diesen Tag, so wie er sich abgespielt hat.

Den Anfang machte der Verantwortliche der Ostschweizer *Jungen Kirche* mit einer recht martialischen Anrufung. Es folgte der Basler Pfarrer Walter Lüthi mit einer Predigt zum Tagesthema: «Widerstehet»[19]. Aus dem Römerbrief, Kap. 8, zitierte er: «Denn ich bin gewiss, dass weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstentümer noch Gewalten, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes noch keine andere Kreatur uns scheiden kann von der

---

[18] Ausführungen von Bundesrat Eduard von Steiger gemäss Bericht von Carl Ludwig *«Die Flüchtlingspolitik der Schweiz seit 1933 bis zur Gegenwart (1957), Anhang mit Stellungnahme von Bundesrat von Steiger»*, S. 393/394. Verlag Herbert Lang & Cie AG Bern, November 1956/Mai 1957.

[19] Hsg.: http://walter-luethi.ch/predigten&vortraege/luethi-widerstehet_&_bohren.pdf

Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserm Herrn.» Aber, fügte er bei, es gebe nun tatsächlich etwas, das uns scheide von der Liebe Gottes: unser schlechtes Gewissen. In diesem Zusammenhang zitierte Lüthi junge Burschen und Mädchen aus St. Gallen, die ihm Folgendes geschrieben hätten: «Wir kommen selbstverständlich an unsere Tagung, aber wir kommen schweren Herzens, in innerer Not und Beschämung über das Vorgefallene» (d.h. die Abweisung von Flüchtlingen). Sich unmittelbar an den Vertreter der Landesregierung wendend, unterstrich Pfarrer Lüthi, dass die verantwortlichen Behörden ihre Gründe für den Rückweisungsentscheid hatten und sich den Beschluss sicher zehnmal überlegt hatten. Aber auch bei ernstlichem Bedenken und Erwägen der bekannten und unbekannten Gründe und Hintergründe laste dieser Beschluss auf uns Christen, und zwar dreifach: Er sei erstens lieblos, zweitens sei dieses Verhalten heuchlerisch, und drittens seien sie undankbar. (...) «Und nun haben ausgerechnet wir, die wir wie durch ein Wunder noch übriggeblieben sind, beklagenswerten Opfern dieser Weltkatastrophe den Zutritt zu uns verwehrt. (...) Darum haben wir ein schlechtes Gewissen. Wir haben jetzt berechtigte Angst, Gott könnte nicht mehr für uns sein, Gott könnte wegen des Vorgefallenen unser Feind sein. Wer will gegen einen derartigen Gegner die Parole ausgeben: 'Widerstehet!' (...) Lieber Herr Bundesrat, bemüht Euch doch auch nicht, unser Gewissen zu beruhigen. Ihr tätet damit unserem Land einen schlechten Dienst.»

Pfarrer Lüthi fuhr fort: «In den Hilfesuchenden, denen wir den Zutritt verweigern, weisen wir Christus von unseren Grenzen zurück. (...) Weil wir uns an Christus versündigt haben, darum ist nur er imstande, uns zu vergeben.» Später rechnete Lüthi mit der Pressezensur ab. Im Sinne eines Beispiels für mutiges Bekennen und eine entsprechende Reaktion der Behörden erinnerte er an die durch die Pressezensur in ihrer «evangelischen Freiheit» eingeengten Theologen vom Format eines Barth und eines Ragaz, weil den Behörden harmlose Pfarrer und vorsichtige Kirchenpfleger lieber seien. Zum Abschluss seiner Predigt, die er in einer ebenso vollständigen wie andächtigen Stille halten konnte[20], sprach Lüthi von jenem, den schon Martin

[20] Zeuge dieser Tagung: Alfred Berchtold, Genf, in *Le Protestant*, Juni 1997.

Luther als den «alt bösen Feind» bezeichnet hatte, und erinnerte seine Zuhörer, gegenüber diesem letzten Feind sei Christus erst recht Widerstand und Überwinder an unserer Statt.

Anschliessend führten die jungen Leute im Hallenstadion eine Kollekte zu Gunsten der Flüchtlinge durch; sie ergab 6'200 Franken. Damit nahm eine landesweite Sammlung ihren Anfang, die bis in den Herbst dauerte und den ansehnlichen Betrag von 132'000 Franken einbrachte.

Der nächste Redner war Max Wolff, Oberrichter und Präsident des zürcherischen Kirchenrats. Von schmächtiger Gestalt und in der Regel nicht sehr beredsam, überraschte er durch seinen Glauben und seinen Mut[21]. «Wir sind uns bewusst», erklärte er, «dass der Angriff auf den christlichen Glauben im Grunde auch ein unmittelbarer Angriff auf das innerste Wesen unserer vaterländischen Freiheit ist. (...) Umso mehr ist es zu beklagen, dass gerade in diesen Zeiten grösster geistiger Bedrohung unseres Landes das kirchliche Wächteramt bei den massgebenden Bundesinstanzen kein Verständnis gefunden hat, ist doch die Freiheit der kirchlichen Verkündigung (...) durch die Pressezensur ernstlich bedroht. Wir sehen in deren Massnahmen ein Nachgeben gegenüber dem Geist und den Methoden eines Staatsgedankens, der mit unserem reformierten Bekenntnis schlechterdings unverträglich ist. Die Kirche kann und darf sich die Weisungen des Staates nicht gefallen lassen, soweit sie ihr zumuten, ihr Bekenntnis und das christliche Gewissen zu verleugnen. (...) Ein Schweizervolk, das nicht weiss, und das es sich nicht offen sagen kann, *warum* es den Mächten, die es bedrohen, nicht nachgeben darf, warum es widerstehen muss, ginge der Widerstandskraft und der Widerstandsbereitschaft sehr schnell verlustig. Die Kirche muss es als ihre Aufgabe betrachten, in unserem Volke die innersten Kräfte zu wecken und lebendig zu erhalten, aus denen allein eine ungebrochene und unüberwindliche Kraft des Widerstandes erwachsen kann.» Nach einem eindringlichen Appell an die versammelte Jugend, durch ihre Tapferkeit im Bekennen des Christentums das ganze Schweizervolk

[21] Hsg.: 2. Teil veröffentlicht in der Tageszeitung «Die Tat», 7. Jahrgang, Nr. 214, vom 11. September 1942, S3: http://walter-luethi.ch/nachgeben_widerstehen/1942'09'11_TAT_wolff_landsgemeinde.pdf

mitzureissen, schloss Max Wolff mit den Worten: «Ein Volk, das nur auf sich selbst gestellt ist, geht dem Verderben entgegen, ein Volk, das mit Gott und für ihn kämpft, ist unbesiegbar.»

Die Redaktion der Tageszeitung «Die Tat», des Organs des Landesrings der Unabhängigen, fügte ihrem Bericht über die Tagung und Wolffs Ansprache den Kommentar bei: «Wir begrüssen es, dass von Männern des Glaubens für Freiheit, Menschenrechte und unsere höchsten Traditionen eingetreten wird. Ja, das ist unsere Hoffnung, nachdem die verantwortlichen Männer der Politik - sicher entgegen ihren persönlichen Gefühlen - schweigen.»[22] Der zürcherische Kirchenrat aber war nicht dieser Meinung. In einer öffentlichen Verlautbarung distanzierte er sich von seinem Präsidenten und betonte, dieser sei lediglich beauftragt gewesen, die Grüsse der Zürcher Kirche zu überbringen. Alles Übrige sei persönliche Stellungnahme gewesen.

Nach einem Picknick aus dem Rucksack begrüssten die Jugendlichen Bundesrat von Steiger am frühen Nachmittag bei seinem Wiedererscheinen lebhaft; für sie war es eine Ehre, dass ein Mitglied der Landesregierung zu ihnen gekommen war, um ihnen den zur Verteidigung der Neutralität erforderlichen Widerstand zu erläutern, sei es doch nicht schwierig, ein Volk aufzustacheln und es durch vielfache Drohungen mit Arbeitslosigkeit und Entbehrungen aller Art zu entmutigen. Sodann legte der Magistrat eine persönliche Analyse der Art und Weise vor, in der die Verantwortlichen eines Landes die schwierigsten Entscheide zu fällen hätten[23]: «Die grossen Entschlüsse müssen wir meistens mit uns allein, unserem Gewissen und unserem Herrgott fassen, trotz Freunden und guten Ratgebern.» Widerstehen beginne gerade dort, wo es um Konflikte zwischen Gemüt und Verstand gehe, wo Vorwürfe, Beschimpfungen und Verleumdungen zu ertragen seien. Sodann kam von Steiger auf das Bild vom Kapitän eines stark besetzten, kleinen Rettungsboots zurück[24] und kam zum Schluss, Widerstand führe letztlich nur dann zum Erfolg, wenn er auch von Gottes Segen begleitet sei.

---

[22] Hsg.: Op. cit., Schluss des Beitrages.

[23] Hsg.: Die schriftliche Fassung seiner Rede kann hier eingesehen werden: http://walter-luethi.ch/nachgeben_widerstehen/1942'08'30_vonsteiger.pdf

[24] Vgl. den Beginn dieses Kapitels

Der lange, an Überlegungen reichbefrachtete Tag endete mit einer Ansprache des Fraumünster-Pfarrers, in der er die Geschehnisse jener Tage mit einem Kampf zwischen Christus und Satan verglich und die versammelten Jugendlichen aufforderte, als Christen zu leben und lebendige Gemeinden aufzubauen. Die Flüchtlinge jedoch erwähnte er mit keinem Wort.

Eine Rede, die Staub aufwirbelt

Am folgenden Tag bedauerte Alfons Koechlin, Präsident des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes, vor dem Basler Kirchenrat, dass man im Hallenstadion an einer einzigen Person - zumal einem Vertreter der obersten Landesbehörde - ohne Vorwarnung Kritik geübt habe. In der Tat war von Steigers Rede bereits seit dem Monat April vorbereitet worden, und zwar in voller Übereinstimmung mit Bundespräsident Philipp Etter, der sie von A bis Z durchgelesen und ihr mit Rücksicht auf mögliche Reaktionen aus Berlin einige Gedanken hinzugefügt hatte. Dabei hatte er dem Umstand Rechnung getragen, dass jedes Mal, wenn die Schweizer von Widerstand sprachen, die Nazis dies als einen Aufruf zum Kampf gegen das Dritte Reich interpretierten. Von Steigers Schlussfolgerung war erst nach Aussprachen mit Gertrud Kurz und dem Basler Bankier Paul Dreyfus-de Gunzburg redigiert worden, die den Magistraten in seinen Ferien aufgesucht hatten, um ihn über die aus Deutschland und Polen erhaltenen, entsetzlichen Nachrichten zu informieren[25].

Die *Neue Zürcher Zeitung* begrüsste von Steigers «packende Worte» und distanzierte sich von den «polemischen Tönen» einzelner Redner (gemeint waren zweifellos Lüthi und Wolff). Umgekehrt qualifizierte die Basler *National Zeitung* Lüthis Predigt als «offen und mutig» und pflichtete Wolffs «ernsten Worten» bei. Hingegen sei von Steigers «formell prachtvolle Rede» inhaltlich enttäuschend ausgefallen. Der Vergleich mit dem *Rettungsboot* werde den wirklichen Umständen nicht gerecht, da die Bundesbehörden nicht einmal die Geretteten gut behandelten, sondern wieder «ins Meer des Elends» zurückstiessen. (...) Von Steiger, schrieb das Blatt weiter, habe die

[25] Vgl. weiter hinten das Kapitel über Gertrud Kurz

einzigartige Gelegenheit verpasst, sich als Feldherr an die Spitze der von der *Jungen Kirche* und der Bevölkerung erwarteten «Offensive der Barmherzigkeit» zu stellen.

Präsident Lukas Christ hielt anlässlich der Jahrestagung des Schweizerischen Reformierten Pfarrvereins Ende September 1942 in Liestal mit seiner Kritik an von Steiger nicht zurück. Es leuchte nicht ein, dass ein Viermillionenvolk mit der Hilfe an neuntausend Unglückliche die Grenze seiner Aufnahme- und Leistungsfähigkeit bereits erreicht haben soll. Es gehe nicht an, aus «Rücksicht auf die Henker oder Angst vor ihnen» weitere Gefährdete preiszugeben.

Während des Pfarrertreffens weilte auch General Guisan in Liestal und wohnte dem Defilee eines Territorialregiments und einiger Einheiten der Grenzbrigade 4 bei. Nach einem Empfang durch die Behörden begab er sich ins Hotel Engel, wo sich dreihundert reformierte Pfarrer aus der ganzen Schweiz eingefunden hatten. Um ein paar Worte gebeten, kam er auf den anschwellenden Flüchtlingszustrom[26] zu sprechen: «Wenn auch die Flüchtlingsfrage in jüngster Zeit gewisse Konflikte hervorgerufen hat, so kennt die Armee doch ihre Christenpflicht. Vor allem geht es darum, dass die Sicherheit des Landes gewährleistet ist; dann können auch die Aufgaben der Humanität erfüllt werden.» Lukas Christ schätzte diese Worte gar nicht. Auf Guisans Ausführungen zurückkommend, der die Heimat über die Pflicht zur Menschlichkeit setze, unterstrich er, dass sich die Kirche von ihrer Aufgabe nicht abbringen lassen dürfe.

Nach Bern zurückgekehrt, schrieb von Steiger an den Organisator des Treffens von Oerlikon, das in der religiösen Presse der Deutschschweiz ein grosses Echo gefunden hatte: «Dass ich als Bundesrat von Herrn Pfarrer Lüthi und Herrn Oberrichter Wolff angegriffen wurde, hat mich weiter nicht berührt - das gehört zu meinem Amt. Von Herrn Oberrichter Wolff habe ich es erwartet, von Herrn Pfarrer Lüthi nicht, namentlich nicht in einer Predigt. Was mich bemühte, war die Tatsache, dass man, ohne über den Sachverhalt unterrichtet zu sein, in 6'000 junge Schweizerherzen Zweifel und Unsicherheit 'träufelte'. Ich habe aber den Glauben und die Zuversicht, dass diese

[26] Bernard BARBEY, *PC du General*, La Baconnière, Boudry, 1947.

Schweizerjugend ein gesundes Empfinden besitzt und sehr wohl den richtigen Unterschied zu machen weiss.»

Treffend schildert Alfred Häsler in seinem Buch *«Das Boot ist voll»*[27] das Gegenüber zweier Weltanschauungen im Hallenstadion von Oerlikon: des Vertreters der Staatsraison einerseits, des Wortführers für das menschliche Gewissen anderseits - beide aus demselben Land, beide derselben Kirche zugehörig. Die von den Äusserungen von Steigers und von den sich an der Landesgrenze abspielenden Ereignissen ausgelöste Debatte wurde auch an einer lebhaft verlaufenen zweitägigen Sondersession der eidgenössischen Räte weitergeführt.[28] Die Parlamentarier hiessen die feste Haltung des Bundesrates mehrheitlich gut. Die Stimme des Gewissens brachte Nationalrat Alfred Oeri[29], Chefredaktor der *Basler Nachrichten*, zu Gehör. Er nuancierte die Gefahren, welche die Schweiz mit einer vermehrten Aufnahme von Flüchtlingen einginge: «Ich will die Gefahren, die Herr Bundesrat von Steiger mit Zahlen belegt hat, durchaus nicht bagatellisieren, aber das sind doch Zukunftsmöglichkeiten, die er vorgesetzt hat, nicht schon Gewissheiten. Nun frage ich: Müssen wir grausam sein in der Gegenwart um einer unsicheren Zukunftsgefahr willen, so quasi 'auf Vorrat grausam'? Müssen wir Mitmenschen, die uns um Erbarmen anflehen, ins Elend und in den Tod stossen, weil es uns vielleicht später auch einmal schlecht gehen kann? (...) Unser Rettungsboot ist noch nicht überfüllt, nicht einmal gefüllt, und solange es nicht gefüllt ist, nehmen wir noch auf, was Platz hat, sonst versündigen wir uns. Es kann der schreckliche Moment kommen, wo die Überfüllung droht. (...) Für uns ist dieser Moment noch nicht gekommen, und, will's Gott, kommt er nicht. (...) Mögen wir doch nie vor die Wahl gestellt werden, ob wir die Pflicht der Selbsterhaltung oder die Pflicht der Nächstenliebe verletzen wollen! (...) Gerade weil der Christ weiss, wie furchtbar ein solcher Widerstreit der Pflichten werden kann, betet er im Vaterunser: 'Führe uns nicht in Versuchung'. Mögen wir Schweizer vor solcher Versuchung in Flüchtlingsfragen bewahrt bleiben!» - Eine ungewöhnliche Sprache unter der Bundeskuppel!

---

[27] Alfred HÄSLER, *«Das Boot ist voll»*, Pendo Verlag, Zürich, 1992.

[28] Hsg.: http://walter-luethi.ch/nachgeben_widerstehen/1942'09'22-23_Nationalratsdebatte.pdf

[29] Hsg.: Ebenso andere Nationalräte, wie aus dem Dokument der vorherigen Fussnote hervorgeht.

Einige Wochen danach rief Albert Oeri das Land mit Erfolg zu einem Plebiszit des Schweizer Herzens, einer Sympathiekundgebung für die Flüchtlinge, auf. Inmitten des Kriegs trug die von der Schweizerischen Zentralstelle für Flüchtlingshilfe organisierte Sammlung mehr als anderthalb Millionen Franken ein.

Ernst Staehelin: Sein Haus stand immer offen

An einem Dreiländereck gelegen, lebt die Stadt Basel von einer langen und schönen Geschichte. Ihre 1460 gegründete Universität ist eine der ältesten Europas. Wen würde ein Besuch des Basler Münsters nicht ergreifen? Wer bliebe kalt vor den Kunstwerken, welche die Stadt seit Jahrhunderten zieren und in ihren Museen zu bewundern sind?

Im Zweiten Weltkrieg machte die Basler Bevölkerung dramatische Stunden durch. Die an beiden Rheinufern errichteten Befestigungen der Deutschen und der Franzosen stellten den Generalstab der Schweizer Armee vor eine schwierige Frage: Was tun, wenn die hier liegenden Heere versuchen sollten, die Maginot-Linie südlich zu umgehen und den Rhein bei Basel zu überqueren? Hätte der Riegel von Sedan im Mai 1940 standgehalten und den Panzern des Generals Guderian den Weg ins Innere Frankreichs weiterhin versperrt, wäre die Schweiz vor einem deutschen Angriff wohl kaum verschont geblieben. Diese Bedrohung sass der Basler Bevölkerung tief in den Knochen: zu Tausenden verliess sie die Stadt, mit der Bahn oder im Auto, um namentlich in der Waadt, wo die Behörden die Aufnahme von bis zu vierzigtausend Personen vorbereitet hatten, Schutz zu suchen.

Nach der Niederlage Frankreichs kehrten die Basler nicht ohne Beklemmung nach Hause zurück. Überall waren Truppen. An der Peripherie der Stadt wurden Befestigungen gebaut; die Rheinbrücken waren vermint; «spanische Reiter»[30] wurden über die Zufahrtswege aus dem Elsass und aus dem Badischen gelegt; sogar mit Hilfe umgekippter alter «Trämlis»[31] hoffte man, im Notfall deutsche Panzerwagen wenigstens ein paar Minuten lang aufhalten zu können!

In Basel waren die Deutschen zahlreich: etwa elftausend Personen. Viertausend von ihnen hatten sich als eine Art Nazi-Vorhut organisiert. Nach dem Vorbild der *Hitlerjugend* trainierten Jugendliche im Keller des von ihrem Konsulat erworbenen sogenannten «Braunen Hauses». Im Schutz der diplomatischen Immunität konnten die Deutschen dort diskret bestimmten Aktivitäten nachgehen. Auch hatten

[30] Hsg.: Barrieren
[31] Hsg.: Strassenbahnen

sie einen leistungsfähigen Nachrichtendienst aufgebaut. Über den ihnen gehörenden Badischen Bahnhof in Basel konnten sie so viele Spione in die Schweiz einschleusen, wie sie nur wollten. Diese Maulwurfsarbeit veranlasste Bürger von Basel-Stadt zur Lancierung einer Volksinitiative, die ein Verbot derartiger ausländischer Tätigkeiten bezweckte und den Nazi-Organisationen das Handwerk legen wollte. Binnen weniger Wochen brachten diese Patrioten 15'300 Unterschriften zusammen. Eine heftige Reaktion des «Reichs» befürchtend, erklärte die Landesregierung die mutige Basler Initiative für nichtig. Darauf gelangte der Regierungsrat des Kantons mit einer öffentlich-rechtlichen Beschwerde ans Bundesgericht. Dieses folgte jedoch der Ansicht des Bundesrats, es habe sich um eine Angelegenheit von nationaler Sicherheit gehandelt, für welche einzig die Landesregierung zuständig sei. So musste der 8. November 1940 abgewartet werden, bis der Bundesrat die *Schweizerische Gesellschaft der Freunde der autoritären Demokratie* endlich untersagte. Mit Nazipropaganda hatte diese weit und breit schon viel Unheil angerichtet. Der Animator dieser «Gesellschaft», Jakob Leonhardt, wurde verhaftet und zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt; seine engsten Mitarbeiter erhielten je sieben Jahre: Hatten sie nicht ein Komplott gegen General Henri Guisan geschmiedet?

In diesem psychologischen Klima, in dem die Gefahr einer deutschen Invasion nie ganz auszuschliessen war, füllten sich bei den Sonntagsgottesdiensten die Kirchen. Am 1. August 1940, in einer Periode erhöhten Zweifels nach Frankreichs schneller Niederlage, wie auch als Folge der zweideutigen Haltung des Schweizer Bundespräsidenten, der wie die Deutschen vom «neuen Menschen» gesprochen hatte, versammelte sich eine beträchtliche Menschenmenge auf dem Münsterplatz. Die gehaltvolle Festrede hielt Theologieprofessor Ernst Staehelin. Wie seine Kollegen sah er in der «Arglist der Zeit» eine Chance für die Schweiz, zu den Grundwerten zurückzufinden, auf denen sich unser Land im Laufe der Jahrhunderte aufgebaut hatte. Die Kernsätze aus Staehelins Ansprache: «Wenn ein Volk aus der Welt Gottes heraus zu leben versucht, wenn die Freiheit seiner Bürger von Ewigkeit her geheiligt ist, wenn seine Humanität ihren Inhalt und ihre

Prägung aus der Klarheit und Fülle Gottes erhält, wenn sein Fortschritt geleitet ist von letzten Zielen, wenn seine Demokratie ihre Verantwortung und ihre Weisheit aus heiligen Höhen bezieht, wenn die Gemeinschaft seiner Bürger eine Gemeinschaft tiefster Achtung und Liebe ist, wenn seine verschiedenen Kulturbestandteile durch einen göttlichen Bogen zusammengehalten sind, dann steht ein solches Volk auch im Zeitalter der Panzerwagen und der Sturzkampfflieger stark da, selbst wenn es klein und unscheinbar ist; denn es steht auf ewigem Grund, Kräfte aus einer andern Welt erfüllen es, wie von Feuermauern ist es umgeben. Und sollten dennoch Krieg und Kriegsnot über ein solches Volk kommen, dann weiss es durchzuhalten in Kampf und restlosem Einsatz[32]».

Und die Basler wussten standzuhalten, nicht zuletzt dank dem geistigen Einsatz einiger weniger Männer. So rief der künftige Chef der Sektion «Heer und Haus», Oberst Oskar Frey, jeden Samstag in den *Basler Nachrichten* zum Widerstand auf. Dem Chefredaktor dieser Tageszeitung, Nationalrat Albert Oeri, war es weitgehend zu verdanken, dass die Nazi-Propaganda unsere Presse nicht zum Schweigen bringen konnte.

Doch zurück zu Ernst Staehelin. 1936 bezog er mit seiner Frau und fünf Kindern die weiten Räumlichkeiten des Frey-Grynäischen-Instituts[33] am Oberen Heuberg in Basel. Bald wurde seine Adresse unter den in Deutschland verfolgten Pfarrern der Bekennenden Kirche zu einem Begriff und für viele von ihnen auch zum ersten Obdach in der Schweiz. Manche hofften, in unserem Land eine Gemeinde oder einen Zufluchtsort im weitesten Sinne des Wortes zu finden. Auch in jüdischen Gemeinden wurde das Haus bekannt. Während all den Jahren des Naziterrors in Deutschland, und bis zum Kriegsende, stand bei den Staehelins die Türe stets offen. «Nie waren wir bei Tisch weniger als fünfzehn», erzählt uns heute eine Tochter des Professors. «Nach dem Abendessen pflegte Vater die Bibel zu lesen. Waren Juden dabei, wählte er eine Stelle aus dem Alten Testament, mit der sich die

---

[32] Fritz GRIEDER, *Basel im zweiten Weltkrieg*. 1939-1945, Helbing und Lichtenhahn, Basel, 1957.

[33] Hsg.: Stiftung aus dem Jahr 1747, eingerichtet durch den Basler Theologieprofessor Johann Ludwig *Frey* (1682-1759) zur Erinnerung an seinen Freund und Kollegen Johannes *Grynaeus* (1705-1744): https://freygrynaeum.unibas.ch/de/

israelitischen Verfolgten identifizieren konnten. Zu jener Zeit - es war 1941 - waren uns die Geschehnisse in Deutschland bereits bekannt; die Flüchtlinge, die bei uns Aufnahme gefunden hatten, setzten uns über alles in Kenntnis, und es fehlt mir das Verständnis für Leute, die im Nachhinein zu behaupten wagen: 'Wir wussten von nichts'. Die Rückweisung von Flüchtlingen bedrückte meinen Vater sehr. Oft wiederholte er, die Schweiz sei den ihr von Gott anvertrauten Aufgaben untreu geworden, und eines Tages würden wir dafür zur Rechenschaft gezogen werden».

Die Gemahlin des Professors, Meieli Staehelin, scheute keine Mühe, Juden unterzubringen, die bis in die Schweiz gelangt waren, nachdem es ihnen etwa gelungen war, den Rhein zu durchschwimmen oder sich durch Stacheldrahtverhaue zu winden. Nahm Frau Staehelin Juden in ihre Obhut, rief sie - und sei es um Mitternacht - Rothmund an und teilte ihm die Identität der Neuankömmlinge mit. Aber entschlossen pflegte sie beizufügen: «Niemals werden diese Leute nach Deutschland zurückkehren.» Fast jeden Tag sprach Meieli Staehelin mit der Schweizer «Flüchtlingsmutter» Gertrud Kurz[34], um ihr Handeln aufeinander abstimmen zu können.

Von der Mithilfe eines Juden

Eines Tages erhielt Ernst Staehelin den Besuch eines jüdischen Flüchtlings, eines ehemaligen Geschäftsmanns aus dem benachbarten elsässischen St. Louis. Nach der Eroberung der Stadt durch die Deutschen deportierten sie ihn in das schreckliche Lager von Gurs in den Pyrenäen. Er vermochte aber zu entweichen und die Schweiz zu erreichen. Hier wurde er für zwei Jahre im basellandschaftlichen Allschwil interniert. Er trug einen bekannten Namen: Richard Wagner. Bei den zahlreichen Israeliten in Basel - die einem prononcierten Antisemitismus ausgesetzt waren - galt er als «guter Jude». Da er das Flüchtlingsleben am eigenen Leib hatte erfahren müssen, bemühte er sich um Hilfe für die Verfolgten. Als getreuer Sympathisant von Israel hatte er in einem Kibbuz gelebt und dort führende jüdische Politiker kennen gelernt. Diese wertvollen Beziehungen ermöglichten es ihm,

[34] Vgl. das ihr gewidmete Kapitel

zahlreiche jüdische Flüchtlinge nach Palästina einzuschleusen - über Wege, die wohl auf immer ein Geheimnis bleiben werden.

Als er den bei den Staehelins aufgenommenen Verfolgten mit Rat und Tat zur Seite stand, wusste Wagner stets deren tiefere Beweggründe einzuschätzen. Jeden Samstag nahm er sich mehr als sechs Stunden Zeit für Zwiegespräche, um mit den Flüchtlingen, sollte ein längerer Aufenthalt für sie in der Schweiz nicht möglich sein, die für eine Weiterreise notwendigen Schritte zu erwägen. «Was kann ich für Sie tun?», lautete jeweils seine erste Frage. Dank seinen Kontakten zum Maire von St. Louis und zu ein paar Schweizer Grenzwächtern gelang es Wagner, Hunderte von Juden vor der Deportation in Todeslager zu bewahren. Wiederholt sprach er von «berühmten Flüchtlingen», die er über die Grenze hatte hereinbringen können, ohne aber je Namen zu nennen.

Seine Beziehungen zur Familie Staehelin standen im Zeichen einer langen Freundschaft. Wagner sah, dass der Theologieprofessor für Ernährung und Unterbringung von Flüchtlingen keinerlei finanzielle Unterstützung erhielt. Zudem bekamen Neuangekommene keine Rationierungskarten, aber die Staehelins hielten es für selbstverständlich, ihre eigenen, mit der Zeit bisweilen knapp werdenden Lebensmittel mit ihren Gästen zu teilen. Niemand von den Staehelins bereut es aber heute, die bewegende Erfahrung gemacht zu haben, dass ihre Familie inmitten des Orkans einen Hafen der Hilfsbereitschaft bildete. Und hatte eine seiner Predigten die Wirklichkeit des Gottesreichs zum Thema, füllte der durch seine Stellung stark exponierte, von den Nazis auf die «schwarze Liste» gesetzte Ernst Staehelin jedes Mal das Basler Münster.

1942 veröffentlichten die *Basler Nachrichten* unter dem Titel «Der 'christliche Staat' und die Flüchtlingsfrage» einen Aufsehen erregenden Artikel Staehelins über Sinn und Zweck der Neutralität. Die Schlussfolgerung: «Gewiss, wir haben uns der Neutralität versprochen, und davon soll nicht im Geringsten abgewichen werden. Aber es gibt eine charakterlose, inhaltlose und schwächliche Neutralität, und es gibt eine Neutralität, die mit dem christlichen Geist, der christlichen Freiheit und der christlichen Humanität gefüllt ist. Diese

Neutralität ist es, die der schweizerischen Eidgenossenschaft zugewiesen ist, und je furchtbarer die widergöttlichen Mächte sich erheben und die Menschheit in grauenvoller Weise zertreten und zerstampfen, desto fester und unbedingter muss die Schweiz ihre mit dem Geist der christlichen Wahrheit, der christlichen Freiheit und der christlichen Humanität gefüllte Neutralität mitten im Sturm des Weltgeschehens als ein Panier aufrichten, und zwar nicht nur als ein Panier des Wortes, sondern auch als Panier der Tat. (...) Aber was in den letzten Tagen und Wochen auf dem Gebiete des Flüchtlingswesens geschehen ist, macht das Mass voll; und es gibt nur eine Losung: Zurück in diesem Punkte und in vielen andern Punkten auf die grosse Linie, die uns von Gott vorgeschrieben ist!»

Alfons Koechlin: «Schweigen können wir nicht»

«Wir erleben aussergewöhnlich schwere Zeiten», hiess es bald nach den Münchner Abkommen im Jahr 1938 in einem Bericht des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbunds (SEK). Ein Jahr später, nach Kriegsausbruch, sprachen die evangelischen Kirchen in einer Botschaft dem Schweizervolk im Hinblick auf die sich abzeichnende Krise Mut zu: «In den unsere Kirchen möglicherweise treffenden Zeiten der Prüfung müssen wir mehr denn je den erforderlichen Mut und die notwendige Tapferkeit aufbringen, auf dass wir in unserem Glauben fest bleiben und in den Stunden der Gefahr unserem Land treu dienen können und unser ganzes Volk zu unterstützen vermögen.» Das Westschweizer Radio sendete diese Botschaft ohne Umstände. Das Deutschschweizer Radio hingegen lehnte die Ausstrahlung ab. Bereits begannen sich Spannungen zwischen den Kirchen und den Anhängern der «Gesinnungsneutralität» abzuzeichnen. Die Letzteren vermieden jegliche öffentliche Stellungnahme, die Nazideutschland als Vorwand für die Einmischung in die Angelegenheiten eines offiziell neutralen Landes hätte benutzen können.

Zur Abklärung der gegenseitigen Beziehungen wurde der SEK-Vorstand am 6. September 1939 von Bundespräsident Philipp Etter und dem für die Abteilung «Presse und Funkspruch» zuständigen Generaladjutanten der Armee empfangen. Aufgabe der christlichen Konfessionen, meinte der höchste Magistrat des Landes, sei es, in der Bevölkerung den Opfer- und Widerstandsgeist zu stärken. Auch sollten die Kirchen zur Übernahme besonderer Verantwortlichkeiten bereit sein, politische Ratschläge jedoch lieber vermeiden. Etters besänftigende Worte vermochten jedoch den damaligen, der Unterredung beiwohnenden SEK-Vizepräsidenten, Alfons Koechlin, kaum zu beruhigen.

Bereit, Verantwortung zu tragen, hatte Koechlin zwei schwierige Präsidentschaften angenommen: diejenigen der Basler Mission und des Schweizerischen Kirchlichen Hilfskomitees, das die Aufgabe hatte, «nichtarischen» protestantischen Emigranten, «den unglücklichsten von allen», die benötigte Unterstützung und die notwendige Hilfe angedeihen zu lassen. Seine Ämter ermöglichten dem Basler

Pfarrer ständige Kontakte zu deutschen Protestanten. So war er über den Kampf der Bekennenden Kirchen gegen das Hitler-Regime, das ihnen seine Lehre von der Staatsallmacht und der Überlegenheit der arischen Rasse aufzwingen wollte, gut informiert. Seit 1933 hatte Koechlin den von Grund auf antichristlichen Charakter des Nationalsozialismus erkannt, während andere darin noch ein «dank der Vorsehung errichtetes Bollwerk gegen den Bolschewismus» erblickten[35].

Das Wiedererstehen totalitärer Staaten erfüllte viele christliche Kirchen mit grösser Besorgnis. Im Sommer 1937 wurde an einer Tagung in Oxford das Thema Kirche, Nation und Staat besprochen. Eine bedeutende Schweizer Delegation, der namentlich die Professoren Max Huber und Emil Brunner angehörten, nahm daran teil. Zur gleichen Zeit beschäftigten sich in Edinburgh Kirchenverantwortliche unter dem Zeichen von «Faith and Order» der Problematik. Die Schaffung des Ökumenischen Rates der Kirchen (ÖRK) gab zu zahlreichen theologischen Debatten Anlass; Koechlin wusste sie mit dem erforderlichen Fingerspitzengefühl zu lenken. Im Juni 1940 beschloss der SEK den Beitritt zu dem in Bildung begriffenen ÖRK; der endgültige Entscheid hierüber wurde allerdings auf bessere Zeiten verschoben. Offiziell wurde der ÖRK dann erst 1948 gegründet. In der Zwischenzeit vertrat Koechlin die Schweizer Kirchen und wurde danach zu einem der ÖRK-Vizepräsidenten ernannt[36]. In dieser Periode konnte er wertvolle persönliche Beziehungen zu Leitern christlicher Kirchen in ganz Europa und Nordamerika anknüpfen. Diese Beziehungen sollten sich in den Jahren des Krieges und des Wiederaufbaus als von wesentlicher Bedeutung erweisen.

Die Zeit des Handelns kam rasch. Von Sowjetarmeen am 30. November 1939 hinterhältig überfallen - es war in der Periode des Hitler-Stalin-Paktes - rief Finnland um Hilfe. Der neutrale Bundesrat aber konnte nichts als gute Worte nach Helsinki schicken. Koechlin jedoch

---

[35] Auszug aus dem Buch von Pfarrer Henri D'ESPINE, Nachfolger von A. Koechlin: *Pasteur et chef d'Eglise*, Labor et Fides, Genf, 1971.

[36] An der Seite des künftigen ÖRK-Generalsekretärs W.A. Visser't Hooft beteiligte sich Koechlin aktiv an der Aufrechterhaltung der Verbindungen, die dann 1948 die Gründung des ÖRK ermöglichten. Zu den Persönlichkeiten, mit denen er auch im Krieg Kontakt hatte, zählten der anglikanische Erzbischof William Temple, der Bischof von Chichester, Georges Bell, der norwegische Bischof Eivind Berggrav und William Paton, Mitglied des amerikanischen Rates der Missionen.

mobilisierte die Kirchen und organisierte in Rekordzeit eine landesweite Sammlung: 189'000 Fr. konnten dem Schweizerischen Roten Kreuz überwiesen werden.

Ab Januar 1940 wurde Koechlin bei der Abteilung «Presse und Funkspruch» vorstellig, um die vorgängige Kontrolle der vom Radio ausgestrahlten Gottesdienste anzufechten; das Gleiche hatte bereits im Jahr zuvor Jean de Saussure, Pfarrer an der Kathedrale von St. Pierre in Genf, getan (vgl. Kapitel zu Jean de Saussure). Die Verteidigung der Verkündigungsfreiheit vor der Bürokratie begann jedoch erst. In den drei folgenden Kriegsjahren setzte sich Koechlin ohne Unterlass für die Freiheit der Kirchen ein, selbst heikelste Gegenwartsfragen im Licht des Evangeliums wahrheitsgetreu und uneingeschränkt erläutern zu dürfen. «Hier geht es um eine Freiheit, auf welche die Kirche nicht verzichten kann», pflegte er zu sagen.

Als die Gefahr für die Schweiz am grössten war (1940), erklärte sich der unermüdliche Koechlin bereit, dem Kirchlichen Hilfskomitee für Flüchtlinge beizutreten. Die letzten Juden aus der Pfalz und dem Grossherzogtum Baden waren von Hitler verjagt worden. Unter schrecklichsten Bedingungen - sie hungerten und froren - lebten sie nun im Lager von Gurs (Pyrenäen), wo die Franzosen bereits zahlreiche Flüchtlinge aus dem spanischen Bürgerkrieg zusammengepfercht hatten. Koechlin beschloss, persönlich dorthin zu reisen und die französische reformierte Kirche für die Linderung der Not der aus Deutschland Vertriebenen zu gewinnen. In die Schweiz zurückgekehrt, organisierte er eine Sammlung von Kleidern, deren Versand der Bundesrat jedoch untersagte. Mit dem Feldprediger der in der Schweiz internierten Militärpersonen Oberst von Muralt an seiner Seite liess sich Koechlin jedoch nicht entmutigen, im Gegenteil. In einem Schreiben an alle Kirchen der Schweiz schilderte er die Lebensbedingungen im genannten Elendslager. Eine zweite Sammelaktion brachte sodann mehr als fünf Tonnen Kleider zusammen, die das Schweizerische Rote Kreuz - diesmal mit Unterstützung des Bundesrates - nach Frankreich schicken konnte. Gleichzeitig verdoppelten SEK-Präsident Eugène Choisy und Vizepräsident Alfons Koechlin ihre Anstrengungen, um jüdische Flüchtlinge für unbestimmte Zeit bei

protestantischen Schweizer Familien unterbringen zu können; nach zahlreichen Enttäuschungen gelang ihnen dies in etwa hundert Fällen.

Im November 1940 wandten sich achtundzwanzig Persönlichkeiten aus verschiedenen intellektuellen und politischen Kreisen, darunter die künftigen Bundesräte Pierre Graber[37] und Markus Feldmann, in einem Memorandum an den Vorstand des SEK und an die Gemeinden des Landes. Darin riefen sie die Kirchen auf, ihre Verantwortung voll wahrzunehmen, «damit uns der moralische Zusammenbruch erspart bleibe, der in anderen Ländern die Hauptursache der Katastrophe war». Diese Vereinigung von Patrioten ersuchte um Unterredung mit den Leitern des Schweizer Protestantismus. Die Zusammenkunft mit einer SEK- Delegation, der Koechlin natürlich angehörte, fand im Januar 1941 in einem Geist der Offenheit und der Zusammenarbeit statt. «Die Existenz der Kirche hängt von der Existenz der Schweiz ab (...)», steht im Protokoll des SEK nachzulesen. «Es liegt an der Kirche, die christliche Freiheit gegen jeden inneren oder äusseren Feind zu verteidigen. (...) Für die Kirche ergibt sich daraus die Pflicht zum Widerstand.» Der künftige Botschafter August R. Lindt forderte überdies, die Geistlichkeit müsse wissen, welche Kräfte gegen die Kirche im Einsatz stünden. In den anderen europäischen Ländern war die Propaganda ausschliesslich materieller Natur. An der Kirche lag es, die Menschen von der wesentlichen Bedeutung geistiger Werte zu überzeugen. Markus Feldmann mahnte, das Volk müsse sich auf den Widerstand vorbereiten, denn eines Tages könnte es zwischen materiellem Wohlstand und Freiheit zu wählen haben. Dieser Sprache der am 7. September 1940 gegründeten Gruppe *«Aktion nationaler Widerstand»* konnte Koechlin nur beipflichten. Dabei wusste er nicht, dass der Verfasser des Memorandums Karl Barth hiess! Infolge der damaligen Spaltung der reformierten Seelsorger in der Schweiz in «Barthianer» und «Anti-Barthianer»[38] hatte der Theologe nicht als Autor in Erscheinung treten wollen.

---

[37] Hsg.: Man beachte dessen Stellungnahme (in französischer Sprache) in der bereits weiter oben erwähnten Herbstsession des Nationalrates von 1942 zur Flüchtlingsfrage unter: http://walter-luethi.ch/nachgeben_widerstehen/1942'09'22-23_Nationalratsdebatte.pdf

[38] August Lindt, *Die Schweiz, das Stachelschwein. Erinnerungen*, Zytglogge Verlag, Gümligen, 1992.

Tagtäglich mit der Wirklichkeit der Naziherrschaft in Europa konfrontiert, empörte sich Koechlin am 5. Februar 1941 über das Konsistorium der Protestantischen Landeskirche von Genf, «das nicht begreifen wollte, weshalb nunmehr so viel Geld für die Flüchtlinge ausgegeben werden müsse»[39]. Auf den gleichen Hilferuf erwiderte die Evangelisch-Reformierte Kirche der Waadt, «sie werde (bzw. könnte) ein entsprechendes Gesuch an den Kanton richten». Wie weit war man doch jetzt von der geistigen Mobilmachung abgerückt, zu der im Januar aufgerufen worden war!

Alfons Koechlin wird Präsident des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbunds

In Schwyz wurde 1941 der 650. Jahrestag des Bestehens der Schweizerischen Eidgenossenschaft würdevoll gefeiert. Koechlin, den kurz zuvor die in Genf abgehaltene Generalversammlung zum Präsidenten des SEK gewählt hatte, beteiligte sich an diesem patriotischen Anlass mit Rührung und betete zusammen mit Bundespräsident Wetter, Gott möge die von Krieg führenden Nachbarvölkern umschlossene Heimat schützen. Der Vorsitzende des französischen Evangelischen Kirchenbunds, Marc Bœgner, hatte ein Glückwunschtelegramm geschickt, das Koechlin unverzüglich beantwortete: «Ursprung, Geschichte und Aufgabe unserer Eidgenossenschaft rufen uns in Erinnerung, welches Privileg die geistige Eintracht, die sich sowohl in Stunden der Freude wie auch der Prüfung zeigt, für uns bedeutet. An ihr werden wir festhalten.» Die zwischen den beiden Kirchenpräsidenten geknüpften persönlichen Bande sollten ein Jahr später gewichtige Auswirkungen zeitigen.

Kaum zum SEK-Vorsitzenden gewählt, sah sich Koechlin ein weiteres Mal mit dem Problem der von der Armee ausgeübten Zensur konfrontiert. In deren Visier standen namentlich Karl Barth, Leonhard Ragaz und der Leiter des protestantischen Pressedienstes, Arthur Frey; insbesondere wurden ihre Telefongespräche abgehört. Auch wurde es Karl Barth verboten, einen Vortrag in einem privaten

[39] Der Exekutivrat der «Eglise nationale protestante de Genève» hatte dem Konsistorium am 7. Dezember 1940 mitgeteilt, er werde dem SEK für dessen Arbeit bei den Militärinternierten 150 Fr. zukommen lassen! *Protokoll des SEK*, 1941.

Lehrerseminar zu halten. Wegen dieses - wie er ihn qualifizierte - «alarmierenden» Entscheids wurde Koechlin energisch bei Bundesrat von Steiger vorstellig. Dieser erwiderte, die Kirchen hätten jegliche Äusserung zu vermeiden, welche die Beziehungen der Schweiz zu andern Ländern vergiften könnte. Koechlin jedoch stellte fest: «Das uns anvertraute Mandat erlaubt es uns nicht, zu schweigen.» In einer Botschaft an die Landesregierung unterstrich er zudem, eine moralische und geistige Kapitulation würde für die Kirche eine nicht weniger grosse Bedrohung darstellen, als für die Behörden der Auftrag schwierig sei, die Unabhängigkeit unseres Landes zu wahren.

Gewiss befand sich der Bundesrat in einer heiklen Lage, als Radio London zu Weihnachten 1941 eine für die deutschen Christen bestimmte Botschaft von Karl Barth und Emil Brunner, Theologieprofessor in Zürich, ausstrahlte. Die deutsche Gesandtschaft in Bern reagierte verärgert. Koechlin wurde am 30. Dezember von den Bundesräten Kobelt und von Steiger empfangen. Zu seinem Leidwesen musste er hören, dass sich die demokratische Landesregierung für die in diesen schwierigen Zeiten zu führende Politik als allein zuständig betrachtete. In den Augen des SEK-Vorsitzenden handelte es sich dabei um eine *lutherische* Haltung und um eine verfehlte Auslegung des Paulus-Briefs an die Römer über die weltliche Obrigkeit.

Erste Informationen über die systematische Ausrottung der Juden in Polen trafen jetzt im Westen ein und wurden vom Ökumenischen Rat der Kirchen weiterverbreitet. Sie waren so entsetzlich, dass ihnen jedoch nur wenige Verantwortliche Glauben schenkten. Beim SEK aber mass ihnen Koechlin hohe Bedeutung bei, umso mehr als die geistigen Führer der englischen und amerikanischen Kirchen ihre Besorgnis nicht verhehlten und die alliierten Regierungen wegen des einsetzenden Holocausts alarmierten.

In Opposition zum Bundesrat

Wie bekannt, ergriffen die Bundesbehörden ab August 1942 drakonische Massnahmen zur Eindämmung des Flüchtlingszustroms. Die Bevölkerung reagierte mit Entrüstung. Für Alfons Koechlin hatte zweifelsohne die Stunde höchsten Einsatzes geschlagen. Seine Aufgabe

fasste er indessen keineswegs als diejenige eines empörten, auf die Verbreitung von Sensationen begierigen Journalisten auf. Vielmehr setzte er seine Kräfte dafür ein, den Behörden bei jeder Gelegenheit darzulegen, dass die christlichen und patriotischen Grundwerte, auf denen die Existenz der Schweiz beruhe, wieder zuoberst einzustufen seien.

Es war die Angst, welche die Behörden die Landesgrenzen am 13. August 1942 fast hermetisch abriegeln liess, derweil täglich an die 60 Personen um Einlass in den Schweizer Hafen des Friedens bettelten. Zu jenem Zeitpunkt beherbergte die Schweiz bereits 9'600 Flüchtlinge. Die Zahl der potentiellen Flüchtlinge aus Frankreich und Belgien belief sich auf etwa 100'000 - eine Anzahl, welche die umzingelte Schweiz nach Ansicht der Bundesbehörden niemals hätte bewältigen können. Der auf höchster Ebene gefällte Entscheid, Juden seien nicht als politische Flüchtlinge zu betrachten, bedeutete aber für mehrere Tausend dieser Unglücklichen die Deportation in die Gaskammern von Auschwitz.

Die erste Reaktion einer Schweizer Kirche kam am 17. August aus St. Gallen. Ein Pastor schrieb Koechlin, an der Schweizer Westgrenze spielten sich entsetzliche Tragödien ab. Tags darauf beharrten drei St. Galler Pfarrer auf einer Intervention des SEK bei Bundesrat von Steiger. Um dabei seiner Sache sicher zu sein, konsultierte Koechlin seine Kollegen vom Ökumenischen Rat der Kirchen in Genf; diese bestätigten die vorgelegten Berichte. Über das weitere Vorgehen zögerte Koechlin keinen Augenblick. «Im Namen unserer evangelischen schweizerischen Kirchen» richtete er am 19. August 1942 ein Schreiben an Rothmund.[40]

Darauf empfing Rothmund am 21. August Alfons Koechlin während zwei Stunden und bekräftigte, «harte» Massnahmen seien unerlässlich. Das Einzige, was der SEK-Vorsitzende zu erreichen vermochte, war der Verzicht auf die Ausweisung von Flüchtlingen, denen die Flucht in die Schweiz vor dem 13. August gelungen war. Aber Koechlin gab sich damit nicht zufrieden. Er ersuchte den Leiter des SEK-Pressedienstes, Arthur Frey, um den unverzüglichen Versand

[40] Hsg.: wiedergegeben im Anhang: Briefe von Alfons Koechlin, davon erster (und zweiter) Brief

eines Communiqués an Presse, Kirchen und Behörden.[41]

Als erste Zeitung druckte *«La Sentinelle»*[42] das Communiqué ab. In Genf übernahm es die Zeitschrift *«La Vie protestante»*, freilich mit einem abfälligen Kommentar: Die Schweiz habe das Recht, unerwünschte Personen fernzuhalten, und es bestehe kein Grund, im Fall von Rückweisungen Juden besser zu behandeln als Christen. Professor Jacques Courvoisier-Patry reagierte mit Heftigkeit: Für ihn war es völlig verfehlt, zwischen der Aufnahme von Asylsuchenden und der Kriminalitätsrate im Land irgendeinen Zusammenhang konstruieren zu wollen.

Am Samstag, den 22. August erhielt Koechlin die Unterstützung von Walter Lüthi, der ihn beschwor, vor Rothmund nicht zurückzuweichen.

Darauf wandte sich Koechlin an den in Zermatt in den Ferien weilenden Eduard von Steiger und schickte ihm Kopien seiner Briefe an Rothmund sowie des Communiqués[43].

Um sicher zu gehen, richtig verstanden zu werden, sandte er Rothmund noch am selben Tag einen Express-Brief. Darin relativierte er die Wichtigkeit der materiellen Faktoren - wie Lebensmittelversorgung, Arbeitsmöglichkeiten oder das Risiko der Aufnahme unerwünschter Elemente - und betonte ein weiteres Mal, «dass gerade jetzt die grundsätzlichen Erwägungen schweizerischer Haltung, d.h. möglichst integrale Handhabung des Asylrechts, die einzige Linie ist, die für unser Land eine Verheissung hat. (...) Letztlich und entscheidend geht es darum, dass bei der Aufrechterhaltung des Entscheides vom 13. August und erst recht bei seiner strikten Durchführung etwas von der Seele der Schweiz und für unzählige Eidgenossen der Glaube an die Aufrechterhaltung ihrer Mission und Daseinsberechtigung verloren geht.» In Bezug auf die Aussenpolitik meinte er ferner «steht die Schweiz allfälliger Anfechtung gegenüber auf sicherstem Boden, wenn sie ihren eigenen Grundsätzen treu bleibt».

Am 29. August hatte Koechlin dann die Möglichkeit, den aus den Ferien zurückgekehrten von Steiger persönlich zu sprechen. Einmal

[41] Hsg.: vgl. Anhang: Communiqué des SEK vom 21 August 142

[42] In La Chaux-de-Fonds publizierte sozialdemokratische Tageszeitung, 26. August 1942.

[43] Hsg.: vgl. Anhang: Briefe von Alfons Koechlin, davon dritter Brief

mehr erinnerte der SEK-Präsident daran, dass er in all den dramatischen Tagen, die das Land eben durchgemacht hatte, bemüht gewesen sei, die christliche und humanitäre Mission der Schweiz über alle Erwägungen des Augenblicks zu stellen. Vor allem sei es darum gegangen, einen Auftrag Gottes zu erfüllen. Die Unterredung endete mit einer Diskussion über die jüngsten Informationen aus dem Ausland und mit der Feststellung, es müsse «eine mit unseren Sorgen vereinbare, die Sicherheit unseres Landes jedoch nicht in Gefahr bringende Lösung» gefunden werden.

Intervention von Marc Bœgner

Ende September 1942 kam der Präsident des französischen Evangelischen Kirchenbunds, Marc Bœgner, zu einer Begegnung mit Mitgliedern des in Bildung begriffenen Ökumenischen Rates der Kirchen in die Schweiz. In seinen «Carnets»[44] beschreibt er seinen grossen Einsatz zur Rettung der Juden und die hiezu notwendigen Verhandlungen mit der Vichy-Regierung (Marschall Pétain und Pierre Laval), ferner seine Kontakte mit Katholiken und Israeliten. Zusammen mit Kardinal Gerlier, Erzbischof von Lyon, und I. Schwartz, Grossrabbiner von Frankreich, fanden die Vertreter der drei bedeutendsten Religionen in Frankreich eine Lösung: die gemeinsame Aufstellung von Listen der unbedingt zu rettenden Personen. Mit der ersten, achtzig Namen umfassenden Liste in der Aktentasche machte sich Bœgner auf den Weg in die Schweiz, wo er ungehindert einreisen konnte. Sein Kollege Koechlin hatte ein Treffen mit von Steiger für ihn vereinbart, dem er seine Vorschläge unterbreitete. Der Vertreter der Landesregierung brachte dem Franzosen Vertrauen entgegen und beauftragte Rothmund, Bœgner und Koechlin am nächsten Morgen zu empfangen. Die Zusammenkunft, so heisst es, habe im Geist gegenseitigen Verständnisses stattgefunden.

Fortan wurden der Polizeiabteilung und dem militärischen Grenzschutz Listen von «Non-Refoulables» (Personen, die nicht abgewiesen werden durften) zugestellt. Der Schweizer Botschafter in Vichy, Walter Stucki, übernahm es, die jeweils von den französischen

[44] Carnets du pasteur Bœgner. 1940-1945, Fayard, Paris, 1992.

Kirchenbehörden mit Hilfe des CIMADE[45] genehmigten Listen nach Bern zu übermitteln. Dieses System funktionierte dank des unbeschränkten Einsatzes von Madeleine Barot, der treibenden Kraft des CIMADE, die nicht davor zurückschreckte, selbst Flüsse zu durchqueren, um sich davon zu überzeugen, dass den Schützlingen der französischen Gläubigen an der Schweizer Grenze keine Schwierigkeiten in den Weg gelegt wurden. Auch bedurfte es der Hartnäckigkeit des schon vor dem Krieg aus Deutschland emigrierten Pastors Freudenberg (vgl. Fussnote 62), der nun die ÖRK-Flüchtlingshilfe koordinierte. Vernahm er, dass eine Liste in die Schweiz gelangt war, eilte er unverzüglich zum Kommandanten des Territorialkreises Genf, um sicher zu gehen, dass die von den Franzosen empfohlenen Flüchtlinge die Grenze tatsächlich passieren konnten. Offizielle Verbindungsperson auf dem Platz Genf war Pfarrer Henriod.

Als die Deutschen zu realisieren begannen, dass sie den Krieg verloren hatten, entwickelten sie eine unglaubliche Grausamkeit. Da Koechlin und Freudenberg das Listensystem zu langsam erschien, eilten diese daher vielfach ins Bundeshaus, um die Polizeiabteilung zur beschleunigten Durchführung hängiger Demarchen zu drängen und so Tragödien an der Landesgrenze zu verhindern. Bœgner schätzt die Zahl der durch das Listensystem insgesamt Geretteten auf über achthundert.

Ab Ende 1942 trafen entsetzliche Nachrichten aus Polen ein: Die Juden würden zu Tausenden ermordet. Öffentliche Hilfeaufrufe in den Vereinigten Staaten und Grossbritannien blieben wirkungslos. In der Schweiz unterstützte Koechlin die von Pfarrer Paul Vogt unter der Bezeichnung «Flüchtlingsbatzen» organisierte landesweite Sammlung[46]. Bis Weihnachten wurden 1,35 Millionen Franken zusammengebracht, wovon 150'000 Franken durch die *Junge Kirche*. Für die Aufnahme von Flüchtlingen konnten in der Schweiz 350 Heimstätten gefunden werden. Koechlin musste sich an allen Fronten schlagen. Einzelne Pfarrer beschuldigten ihn, er gehe mit den Behörden zu höflich um. Die Behörden anzugreifen, so erwiderte er, drohe jegliche Aktion

[45] Das «Comité inter-mouvements auprès des évacués (CIMADE)» wurde im September 1939 von protestantischen Jugendbewegungen gegründet.
[46] Vgl. dazu das Kapitel über Paul Vogt

der Kirchen zu Gunsten der Flüchtlinge lahm zu legen. Auch wies Koechlin die Anschuldigung zurück, der Bundesrat sei antisemitisch. Monatlich nahm die Schweiz rund sechshundert Flüchtlinge auf. Lager wurden in allen Landesteilen errichtet, und jemand musste sich der Eintreffenden annehmen. Diese Aufgabe, so meinte Koechlin realistisch, sei sehr viel schwieriger, als in einer Synodalkommission eine Resolution durchzubringen!

Eine seiner letzten Aktionen zur Kriegszeit war die Aufforderung an Bundesrat und IKRK, bei der Rettung möglichst vieler ungarischer Juden vor der Deportation durch die Deutschen nach Auschwitz mitzuwirken.

Auf Koechlins Vorschlag wurden die in der Kriegszeit geschaffenen Organisationen für die Flüchtlingshilfe unter der Bezeichnung *«Hilfswerk der Evangelischen Kirchen der Schweiz (HEKS)»* zusammengeschlossen; dieses geht seiner Aufgabe auch heute noch nach.

An der SEK-Versammlung von 1945, ein paar Wochen nach dem Kriegsende in Europa, mahnte Koechlin zu Dankbarkeit und Bescheidenheit: «Wir müssen uns daran erinnern, dass wir es aus Angst vor tatsächlich furchtbaren Mächten nicht wagten, so zu sprechen und zu handeln, wie wir es hätten tun sollen. Wie viele Dinge haben wir verschwiegen oder geduldet, die uns heute beschämen, weil sie mit unserer Schweizer Auffassung von Freiheit und Ehre so unvereinbar waren wie mit den Anforderungen des Evangeliums! Wie sehr möchten wir mehr auf Gott allein gezählt haben, auf sein Wort und seine Verheissungen (...) Jetzt, wo die Fundamente für eine neue Epoche gelegt werden sollen, sind Ruhe und Seelenfestigkeit so unerlässlich, wie sie es in den letzten Jahren des Krieges waren.»[47]

[47] Henri D'ESPINE, *op. cit.*, S. 70.

Die beiden folgenden Kapitel haben stricto sensu[48] keinen direkten Zusammenhang mit dem Thema dieses Buches, dem Kampf der Protestanten in der Schweiz gegen den Nationalsozialismus. Sie zeigen aber auf, wie ein sich ständig festigender und ausweitender persönlicher Glaube Männer und Frauen, die sich von den Idealen der Freiheit und der Menschlichkeit leiten liessen, zu humanitärem, wenn nicht sogar militärischem Handeln veranlassen konnte - Ideale, welche die Nazis mit allen Mitteln zu ersticken suchten.

[48] Hsg.: Im engeren Sinne

Oberleutnant Paul de Saugy: Nachrichtendienst aus Idealismus

«Paul de Saugy, mein für den Nachrichtendienst der Schweizer Armee aufgebotener Freund aus schrecklichsten Zeiten, unterstützte die um ihre Freiheit ringenden Franzosen nach Kräften. Wir dürfen nicht vergessen, dass brüderliche Schweizer in den Stunden der Prüfung an der Seite unserer Untergrundkämpfer die aktiven Zeugen einer nie verleugneten Freundschaft waren. Und als solche halfen sie vielfach auch bei der Rückgewinnung unserer Freiheit mit.»

Diese anerkennenden Worte schrieb General Guillain de Bénouville, einer der «Résistance»-Führer, im Vorwort zum spannenden Buch[49] über Régine Raynier de Saugy. Oft kam er nach Genf in die Rue de Marignac, wo die französische Widerstandsbewegung ein General Davet unterstelltes Hauptquartier unterhielt. Paul de Saugy selber stand nicht in deren Diensten. Als Schweizer Offizier war er aber mit der Beschaffung militärischer Informationen aus dem unbesetzten wie aus dem besetzten Frankreich beauftragt - eine schwierige und mühevolle Aufgabe, zu deren Erfüllung Selbstaufopferung, grosser Arbeitsaufwand und eigene finanzielle Mittel erforderlich waren. Als Wissenschafter und Assistent von Professor Guyénot an der medizinischen Fakultät der Universität Genf war de Saugy mit den Geheimnissen der Nachrichtenbeschaffung alles andere als vertraut. Für diese Mission wurde er jedoch dank seiner weitläufigen Verwandtschaft in mehreren europäischen Ländern eingesetzt, von der sich der schweizerische Generalstab erleichterten Zugang zu wichtigen Informationsquellen bei nicht minder wichtigen Persönlichkeiten erhoffte. Keine Schulung oder Spezialkurse - ein halber Tag Akteneinsicht beim Generalstab der Armee in Interlaken musste dem Hochschulabsolventen genügen, um sich mit seinem Auftrag vertraut zu machen. Sodann, sofort auf nach Genf! Dort musste alles von Grund auf organisiert werden. Es galt, ein unauffälliges Büro zu finden, Telefonanschlüsse sicherzustellen, erste Kontakte zur Schaffung eines Informantennetzes aufzunehmen, so wie die Spinne ihre Fäden zieht. Eine

[49] Michele STROUN, «Le sac en bandouliere. Roman vrai d'un temps de guerre», Editions JR, Genf, 1986.

lange und schwierige Aufgabe, für die ein aussergewöhnliches Fingerspitzengefühl und eine ebenso aussergewöhnliche Menschenkenntnis unerlässlich waren. Und Saugy kannte nichts als seinen Auftrag: dem Generalstab möglichst viele Informationen über die Stationierung und die Bewegung von Truppen in den besetzten Gebieten zu liefern, Munitionsdepots ausfindig zu machen, Bewegungen auf Militärflugplätzen auszukundschaften, kurz: der von den Achsenmächten umzingelten Schweizer Armee nützliche Informationen zu liefern.

Unter dem Code-Namen «Rochat» arbeitend, setzte sich Saugy zuerst mit der Oberzolldirektion in Bern in Verbindung, um eine Bestandesaufnahme der rund zwei Dutzend, Bauern (und Schmugglern!) wohl bekannten Grenzübergänge zwischen Frankreich und dem Kanton Genf vornehmen zu können. Anders als an gewissen Stellen, an denen Berufsschlepper Flüchtlinge in die Schweiz lotsten, durften bloss ein oder zwei Agenten des Nachrichtendienstes die von Saugy entdeckten Orte auf einmal benutzen, um die Gefahr der Entdeckung durch deutsche oder italienische Patrouillen so gering wie möglich zu halten. Drei Meter hohe, an Pfosten befestigte Stacheldrahtverhaue sperrten die Schweizergrenze ab. Obwohl diese Hindernisse nicht unüberwindbar waren, bestand das Risiko einer Festnahme jederzeit. Vor organisierten Übertritten aus Frankreich wurde den Schweizer Zollbeamten gesagt, der Nachrichtendienst der Armee ginge einer seiner üblichen Aufgaben nach, und sie hätten dafür zu sorgen, dass er auf Schweizer Seite keinen Hindernissen begegne.

In den Konsulaten in Genf aber waren nicht bloss Handelsattachés tätig! Im Dachstock der französischen Vertretung zum Beispiel hatte ein mysteriöser Funktionär sein Büro. Niemand wusste genau, was er trieb, ausser vielleicht Paul de Saugy, der ihn öfters traf. In der britischen Botschaft in Bern gingen Agenten Ihrer Königlichen Majestät ein und aus, die oft Informanten in Genf zu kontaktieren hatten. Die niederländische Vertretung ihrerseits war gut organisiert. Sie konnte auf die ebenso überbordende wie geheim gehaltene Mitarbeit von Pastor W. Visser't Hooft zählen, der es übernommen hatte, die Verbindung zwischen der holländischen Exilregierung in London und der Widerstandsbewegung in den Niederlanden aufrecht zu

erhalten. Seine abendlichen Aktivitäten, bei denen er auf die Hilfe eines vertrauten Mitarbeiters zählen konnte, durften jedoch keinem seiner Kollegen vom Ökumenischen Rat der Kirchen zu Ohren kommen[50]. Auch hatten einige seit 1940 in der Schweiz internierte polnische Offiziere, bevor sie wieder nach Frankreich gelangen konnten, ein gut funktionierendes, mit der polnischen Exilregierung in London verbundenes Informationsnetz geknüpft. Einer dieser Offiziere kam von Zeit zu Zeit zur Berichterstattung in die Schweiz zurück. Dank all dieser Kontakte und seines Arbeitseinsatzes baute Paul de Saugy geduldig ein Netz auf, das mit der Zeit etwa 150 Informanten umfasste und 1943 mit dem Decknamen «Ajax» unter französischen Befehl kam; es stand unter dem Kommando von Achille Peretti, dem künftigen Generaldirektor der nationalen Sicherheitspolizei und späteren Präsidenten der französischen Nationalversammlung. Daneben aber hatte Saugy auch Verbindung zu zwei anderen Informationsnetzen im besetzten Frankreich aufgenommen.

Der Informationsaustausch verlief auf natürlichste Weise. In Lyon etwa stand Saugy in ständiger Beziehung mit zwei Schweizer Pastoren, die der Résistance nahestanden: Roland de Pury[51] und Alain Perrot.

Ohne dass dies Saugy selber beträfe, darf man in Erinnerung rufen, dass während des Krieges der gefährlichste Grenzübergang in der Genfer Gegend derjenige von Veyrier war. Mit ihren Familien hatten zwei Brüder von General de Gaulle in den Voirons, einem unweit von Genf in Hochsavoyen liegenden Gebirge, in einem Kloster Unterschlupf gefunden. Einer der Brüder, Jacques, war gelähmt und pflegebedürftig. Bei seiner Flucht in die Schweiz musste er in Veyrier, wo ihn eine Ambulanz erwartete, über den Stacheldrahtverhau gehoben werden. Nach der Libération wurde der andere Bruder, Xavier, der erste französische Generalkonsul in Genf. Man stelle sich vor, was die Deutschen gegeben hätten, um dieser beiden Männer habhaft zu werden!

«Von Genf aus», erzählt Saugy, «belieferten wir den Generalstab

[50] Vgl. Kapitel über Visser't Hooft
[51] Vgl. Kapitel über Roland de Pury

regelmässig mit Informationen. Was die Schweiz betraf, verfügten wir über unser eigenes Netz, das den Nachrichtendienst voll zufrieden zu stellen vermochte. Aber wir brachten auch diskret alliierte Agenten unter, die zum Teil ihre Identität ändern mussten, ehe sie ins besetzte Europa zurückkehrten. Der Informationsaustausch war ebenso wohl kalkuliert wie konstant. Wir konnten dabei auf die Dienste eines aussergewöhnlich begabten Buchdruckers zählen, der in der Lage war, binnen 24 Stunden falsche Papiere - Pässe, Identitätskarten, Fahr-, Jagd- und Fischereiausweise, Rationierungskarten usw. - herzustellen. In zerstörten Rathäusern fanden wir die Namen untergetauchter Personen, denen wir dank der von uns gelieferten (falschen) Ausweise offiziell zu neuem Leben verhelfen konnten! Auch ein Photograph und andere Gewerbetreibende stellten uns ihre Talente zur Verfügung, unter ihnen ein Graveur, der offizielle, von der Gestapo für unnachahmbar gehaltene Stempel zu bearbeiten wusste. So konnten mit Schweizer Hilfe zahlreiche Menschenleben gerettet und manche Missionen durchgeführt werden.»

Die Macht der Liebe

Eines Tages nahmen nicht informierte Schweizer Zöllner eine junge Französin fest, die Kurierdienst leistete. Als Erstes wurde sie in ein Lager im Genfer Charmilles-Quartier überführt. Dort waren die Lebensbedingungen wohl primitiv, aber mit denen von Schweizer Soldaten, die im Stroh schliefen und sich mit Militärkost begnügen mussten, durchaus vergleichbar. Später wurde die von der Ausschaffung bedrohte Gefangene in das vom Militär gut bewachte Sammellager im Schulhaus «Les Cropettes» verbracht. Das einzige Stückchen Papier, das sie auf sich trug, war ein Zettel mit einer hingekritzelten Telefonnummer. Die Inhaftierte setzte alles auf eine Karte, und es gelang ihr, den mit einem Metallstück beschwerten Zettel durch ein Fenster hinauszuwerfen. Im angrenzenden Park fand ihn ein zehnjähriger Knabe. Klugerweise rief er die notierte Telefonnummer an. «Es war die meine», sagt uns Paul de Saugy. Eiligst habe er sich dann in seinen Wagen gesetzt, um diejenige freizubekommen, die, nachdem sie zu einer seiner besten Agentinnen geworden war, einige Jahre

später seine Gemahlin wurde.

Der Nachrichtendienst der Armee hatte von den Schattenaktivitäten Saugys, der nie zögerte, den Alliierten behilflich zu sein, nicht die leiseste Ahnung. «Es war unmöglich, neutral zu bleiben, seitdem wir wussten, was wir wussten», betont er heute. Aber im Krieg unterstand er keinerlei Überwachung. Der Chef des schweizerischen militärischen Nachrichtendienstes, Brigadier Masson, inspizierte seine geheimen Einrichtungen ein einziges Mal.

Als wir ihn fragen, weshalb er so oft sein Leben riskiert und sich so bedingungslos für jene eingesetzt habe, die seiner Hilfe bedurften, antwortet uns Saugy: «Um ein bestimmtes Bild vom Menschen und von der Freiheit zu verteidigen».[52]

Die Schweizer bezeugten ihm keinerlei Dankbarkeit. Die Franzosen dagegen verliehen ihm nach Kriegsende das Kreuz der Ehrenlegion. Und anlässlich eines Jahrestages der Schlacht von Arnheim hätte er beinahe einen diplomatischen Zwischenfall verursacht, als der Schweizer Botschafter neben den Fahnen Grossbritanniens und der USA auch diejenige mit dem weissen Kreuz im roten Feld entdeckte! Zum Glück aber liess einer seiner Freunde das über Saugy in Bern angelegte Dossier verschwinden.

Als Agent des Nachrichtendienstes war Oberleutnant de Saugy zur Geheimhaltung verpflichtet. Um auszusagen, hätte er fünfzig Jahre abwarten müssen. Nachdem aber am Schweizer Fernsehen wiederholt behauptet worden war, das Schweizervolk sei in jenen Jahren mehrheitlich nazifreundlich gewesen, konnte er nicht mehr schlafen, und so entschloss er sich zum Reden. Seiner Meinung nach beleidigen diese Filme das Andenken jener Kameraden, die um des Freiheitsideals willen ihr Leben liessen. «Es ist ungeheuerlich», lehnt sich de Saugy auf, «man beschmutzt das Andenken all derer, die für die Heimat gestorben sind!»[53] Dabei denkt er insbesondere an jenen 19-jährigen Schweizer, den die Gestapo am 16. August 1944 in Annecy umbrachte - zwei Tage bevor die Stadt befreit wurde.

---

[52] Hsg.: Der ganze Satz ist zum besseren Verständnis leicht angepasst worden (inklusive Zitat - anhand des französischen Originaltextes).

[53] Tribüne de Genève, 12. Mai 1997.

Odette Micheli oder gelebte Nächstenliebe

Als Organisatorin der Gottesdienste in ihrer Gemeinde setzte sich Odette Micheli in Genf mit Leib und Seele für die reformierte Kirche ein. Aufgewachsen war sie auf dem humanitären «Nährboden» des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz (IKRK), bei dem ihr Vater Vorstandsmitglied war.

Im Geiste der persönlichen Verantwortung vor Gott, diesem Vermächtnis der Reformation, konnte sie nur mit «Hier bin ich!» antworten, als nach Frankreichs Niederlage das Schweizerische Rote Kreuz an sie gelangte.

«Was die Welt verändert, ist der Glaube, nicht die Gewalt», daran erinnerte der IKRK-Jurist François Bugnion 1997, als das Schweizerische Rote Kreuz anlässlich eines Kolloquiums Fehler und Kompromisse, aber auch Erfolge des Internationalen Roten Kreuzes im letzten Weltkrieg unter die Lupe nahm. Das Zitat stammt vom katalanischen Dichter José Pijoan und kennzeichnet die Besonderheiten des humanitären Einsatzes vortrefflich.

Als Delegierte des *Schweizerischen Roten Kreuzes - Kinderhilfe für das besetzte Frankreich* ging Odette Micheli ebenso bescheiden wie leidenschaftlich ans Werk. Unter der deutschen Besatzung dehnte sich die Tuberkulose wieder aus; gegen diese Geissel musste etwas unternommen werden. Die Schweiz beschloss, jeweils zehntausend Kinder für drei Monate aufzunehmen. Der erste von Odette Micheli und ihren Begleitern organisierte Sonderzug verliess die Pariser Gare de Lyon Richtung Genf am 25. März 1942 mit Kindern aus Le Havre, den Departementen Nord und Pas-de-Calais sowie aus der Hauptstadt. Im Bahnhof von La Plaine auf Schweizer Boden eingetroffen, war die Überraschung der Begleitpersonen gross, als zahlreiche junge Leute französische Fahnen schwangen und die den Kriegswirren wenigstens für eine kurze Zeit entronnenen «kleinen Franzosen» hochleben liessen. Am 23. April brachte ein zweiter Zug mehrere Tausend Kinder aus Lyon und Marseille in die Schweiz. Weil die Deutschen das französische Bahnmaterial beschlagnahmt hatten, stellte die Schweiz die benötigten Waggons zur Verfügung. Insgesamt fuhren 22 Züge aus der besetzten und 16 aus der «freien» Zone in unser Land. Als

sich die Nazis bewusst wurden, dass die «kleinen Franzosen» mit progaullistischen Gefühlen nach Hause zurückkehrten, wollte der deutsche Botschafter in Bern den auf den 6. Oktober 1942 angesetzten, letzten Transport ab Paris verhindern. Durch eine List gelang es Odette Micheli aber, den Zug von einem anderen als dem vorgesehenen, von deutschen Soldaten stark bewachten Geleise abfahren zu lassen. Welche Erleichterung, als der Bahnhofvorstand von Lyon um Mitternacht telefonisch kurz melden konnte: «Der Zug ist gut angekommen!»

Doch die Taktik musste geändert werden. Es galt, Aufnahmezentren im Innern Frankreichs zu finden, für welche sich oft Schweizer freiwillig als Helfer zur Verfügung stellten. Ende 1942 beherbergten diese Heime an die tausend Kinder; rund 20 % davon waren Juden. Um Waisen und kranke Kinder unterzubringen, liess das Schweizerische Rote Kreuz auf Vorschlag des Westschweizer Schriftstellers C. F. Ramuz zerlegbare Holzhäuser errichten. Ein «Zürcher Komitee der kleinen Franzosen» sorgte für die Verwirklichung dieses grosszügigen Projektes. Ende 1943 hatten Schweizer Familien Patenschaften für insgesamt 15'183 französische Kinder übernommen. In ganz Frankreich verteilte das Schweizerische Rote Kreuz Mahlzeiten und Zwischenverpflegungen oder kümmerte sich um pflegebedürftige Menschen. Eines Tages fuhr die Lokomotive eines mit Kindern besetzten Zuges auf eine Mine und entgleiste. Verletzt wurde zum Glück niemand. «Wie durch ein Wunder», schrieb später Odette Micheli in einem Bericht,[54] «kam nie eines unserer Kleinen zu Schaden.» Als sehr grosszügig erwiesen sich die Amerika-Schweizer: Uber die Pestalozzi-Stiftung spendeten sie Tausende von Kisten Kondensmilch. Zudem wurden im ersten Halbjahr 1944 560 Tonnen Lebensmittel aus der Schweiz nach Frankreich verschickt.

Nach der Landung der Alliierten in der Normandie fürchteten sich Odette Micheli und ihre Kameraden nicht, Kindern selbst in Frontnähe beizustehen. Besonders eindrücklich war das Schicksal von Dünkirchen mit seinem strategisch wichtigen Hafen, den die gegen

[54] Persönliches Archiv von Dominique Micheli und Berichte des Schweizerischen Roten Kreuzes - Kinderhilfe.

Belgien vorrückenden alliierten Truppen für ihren Nachschub in die Hand zu bekommen suchten. Die Deutschen aber hatten sich in unzerstörbaren unterirdischen Bunkern verschanzt. Überdies lag die nach zweihundert Bombardierungen in Ruinen gelegte, von kanadischen Truppen belagerte Stadt wegen Dammbrüchen inmitten überschwemmter Felder. Durch Flugblätter warnten die Amerikaner die in Kellern ausharrende Zivilbevölkerung vor einem massiven Luftangriff in drei Tagen. Als sie davon Kenntnis erhielt, reiste die couragierte Odette Micheli Hals über Kopf nach Paris zu General Chaban-Delmas ins Verteidigungsministerium, um die Evakuierung der Zivilbevölkerung zu erreichen. Chaban-Delmas verwies sie an den französischen Vertreter beim interalliierten Generalstab, General Kœnig, der sie seinerseits zu dem im Hôtel Crillon residierenden britischen General Redman schickte. Gemeinsam mit der Rot-Kreuz-Delegierten verfasste dieser ein langes Telegramm an den alliierten Oberkommandierenden, General Eisenhower, mit dem Ersuchen, die geplante Bombardierung aufzuschieben. Dies wurde am folgenden Tag genehmigt. Nun musste an Ort und Stelle ein Delegierter des französischen Roten Kreuzes gefunden werden, der bereit war, den deutschen Kommandanten - mit verbundenen Augen - aufzusuchen und ihn um die Einwilligung zur Evakuierung der Zivilbevölkerung zu bitten. Dem Gesuch wurde stattgegeben. In Eile reparierten kanadische Soldaten Brücken und Strassen. Dem Schweizer Konsul in Lille, Huber, von dem noch die Rede sein wird, und der Präfektur des Departement du Nord gelang es, in dieser Zeit 15 Sonderzüge und Dutzende von Lastwagen zu requirieren. Dank der Entschlossenheit einer Schweizerin konnten so Dünkirchens leidgeprüfte 19'000 Einwohner in letzter Minute gerettet werden. Unter ihnen befanden sich 1'500 Kinder, die zu einem dreimonatigen Aufenthalt in der Schweiz gewesen waren. Die Bombardierung fand dann tatsächlich statt, blieb jedoch ohne militärische Wirkung; die Deutschen vermochten Dünkirchen bis Kriegsende zu halten. Nach Einstellung der Feindseligkeiten belieferte die «Schweizer Spende» die gepeinigte Stadt mit Grundnahrungsmitteln und mit dem für den Bau von Baracken für Heimkehrer benötigten Material; auch stellte sie ihr ein Ärzteteam zur Verfügung.

Nachdem sie nach Kriegsende bereits das Kreuz der Ehrenlegion erhalten hatte, durfte Odette Micheli im Juni 1960 die Ehrenbürgerschaft von Dünkirchen entgegennehmen. Im Beisein ihrer Familie und der Gemeindebehörden enthüllte der Député-Maire der Stadt, Minister Delebarre, am dortigen Rot-Kreuz-Gebäude eine Gedenktafel zu Ehren der Schweizerin. «Sie war eine wunderbar selbstlose Persönlichkeit. Frankreichs Kinder schulden ihr unendliche Dankbarkeit», hatte General Redman über sie geschrieben.

Willem Visser't Hooft: Von der Ökumene zum Widerstand

Gedenkt man der sich während der Kriegswirren in der Schweiz aufhaltenden Ausländer und ihres Wirkens, gebührt in diesem Buch ohne Zweifel dem Niederländer Willem A. Visser't Hooft, der 1936 von Pierre Maury, einer weiteren grossen Figur des Protestantismus, in der Genfer Kathedrale St. Pierre zum Pastor geweiht worden war, ein eigenes Kapitel.

Dass sich der Ökumenische Rat der Kirchen (ÖRK) 1948 in Genf etablierte, ist Visser't Hooft - den die Stadt später zu ihrem Ehrenbürger ernannte - zu verdanken. Er war nicht nur der erste Generalsekretär des ÖRK, sondern auch dessen unermüdlicher Animator. Ihm kommt überdies das Verdienst zu, schon vor Kriegsausbruch - obschon er damals auf dem Papier «bloss» als Sekretär des Christlichen Studenten-Weltbunds fungierte - protestantische Persönlichkeiten aus Europa, Nordamerika und Asien im damaligen Weltrat der Kirchen, dem Vorgänger des ÖRK, zusammengeführt zu haben.

Dem seit 1924 in Genf wohnenden Visser't Hooft waren die Hoffnungen wohlbekannt, welche die Gründung des Völkerbunds geweckt hatte. Er erlebte aber auch den Zerfall der Vereinigung mit, die den Völkern den Frieden hätte bringen sollen. In jener Zeit zunehmender Mutlosigkeit fragte Visser't Hooft eines Tages Max Huber[55], ob er zwischen christlichen und nichtchristlichen Politikern einen Unterschied sehen könne. «Nicht so sehr in der Haltung», lautete die Antwort, (...) «sondern auf andere Weise: Dann nämlich, wenn die meisten Menschen völlig mutlos sind, kämpfen die Christen weiter, weil sie einen von den Tagesumständen unabhängigen Auftrag zu erfüllen haben.» Von einer unerschütterlichen Leidenschaft für die Ökumene beseelt, war Visser't Hooft ohne Zweifel aber auch ein christlicher Politiker. Die Rolle der Kirchen in einer auf den Abgrund zutreibenden Welt war eine der Fragen, die ihn immer wieder tief beschäftigte. «Kirche und Krieg» lautete denn auch eines der Themen, das 1937 in Oxford an einer - man bezeichnete sie zwar damals noch

[55] Ehemaliger Vorsitzender des Internationalen Gerichtshofs in Den Haag und Präsident des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz.

nicht als solche - ökumenischen Tagung auf der Tagesordnung stand, an der unter vielen anderen Persönlichkeiten John Foster Dulles[56], Erzbischof William Temple, Sir Robert Cecil[57], und John Mott[58] teilnahmen.

An einer Zusammenkunft im Jahr 1939, bei welcher hervorragende Philosophen wie Jacques Maritain, Gabriel Marcel, Pater Congar und der französische Politiker André Philip zugegen waren, stand für Visser't Hooft und die übrigen Teilnehmer selbstverständlich die deutsche Frage im Vordergrund: Wie lässt sich zusammen mit der Bekennenden Kirche dem dortigen Totalitarismus die Stirne bieten? Visser't Hooft war schon wiederholt in Deutschland gewesen und hatte anlässlich einer dieser Reisen die Verhaftung eines deutschen Pastors in einer Darmstädter Kirche miterlebt. Über die Absichten des Hitler-Regimes, das 1938 bereits die Deutsche Christliche Studenten-Vereinigung verboten hatte, gab er sich keinerlei Illusionen hin. Er konnte nicht begreifen, dass einige prominente Kirchenführer noch im August 1939 Verhandlungen mit Berlin suchten, um wenn möglich den Krieg, den doch jedermann kommen sah, zu verhindern. Und noch kurz vor Abschluss des Hitler-Stalin-Paktes[59] bemühte sich der norwegische Bischof Berggrav im waadtländischen Clarens, den vom Westen in München an der Tschechoslowakei verübten Verrat[60] in Vergessenheit geraten zu lassen und den «Führer» zum Verzicht auf seine Pläne zu bewegen!

In seiner Autobiographie[61] fragt sich Visser't Hooft, ob der Krieg denn wirklich unvermeidlich gewesen sei. Er stellt fest: «Wir hatten über unsere Haltung im Kriegsfalle nicht genügend nachgedacht, hatten nicht genug gebetet, und unsere ökumenische Gemeinschaft war nicht fest genug (...) Erkennt denn niemand das satanische Element

---

[56] Später Staatssekretär in den Regierungen von US-Präsident Truman.

[57] Einer der «Gründungsväter» des Völkerbunds.

[58] Gründer des Christlichen Studenten-Weltbunds.

[59] Hsg.: Der deutsch-sowjetische Nichtangriffspakt vom 24. August 1939, der mit dem Überfall Deutschlands auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941 gebrochen wurde.

[60] Hsg.: Münchner Abkommen: die damalige Tschechoslowakei musste grosse Gebiete an Hitler-Deutschland abtreten.

[61] Willem A. Visser't Hooft, *Die Welt war meine Gemeinde.* Autobiographie, R. Piper & Co. Verlag, München 1972.

im Nationalsozialismus?» Traurig, jedoch nicht entmutigt, fügt er bei, «dass die Ökumenische Bewegung in einem sehr kritischen Augenblick nicht in der Lage gewesen war, sich zu entscheidenden Fragen zu äussern».

Nach Kriegsausbruch musste rasch gehandelt werden: Es galt, sich in den neuen Räumlichkeiten in Genf einzurichten und vor allem die Kontakte zu den Kirchen, die seit der Utrechter Konferenz von 1938 ein «Provisorisches Komitee» bildeten (mit Erzbischof Temple als Vorsitzenden und Pastor Marc Bœgner als Vizepräsidenten), aufrecht zu erhalten. Der soeben ausgebrochene Konflikt, schrieb Visser't Hooft damals in einer Abhandlung, sei im Wesentlichen spirituell, nämlich im Grunde ein Streit um die Natur des Staates und um dessen Legitimation, eine antichristliche Ideologie mit Gewalt durchzusetzen. Die erwähnten Männer waren sich dessen bewusst und zögerten nicht, sich für die ganze Kirche zu engagieren.

Die ersten Flüchtlinge, insbesondere «nichtarische» christliche Pfarrer aus Deutschland, trafen in Genf ein. Die Aufnahme dieser Verfolgten - Männer und Frauen - erforderte Arbeit ungeahnten Ausmasses. Zum Glück konnte Visser't Hooft dabei auf einen Mann mit erstklassigen diplomatischen und theologischen Fähigkeiten zählen: Pfarrer Adolf Freudenberg[62]. Von den Deutschen ausgewiesen, wurde er eine der wichtigsten Stützen des international tätigen Flüchtlingshilfswerks des Ökumenischen Rats[63].

Die Invasion der Niederlande durch die Deutschen am 10. Mai 1940 war für Visser't Hooft, wie er selber schreibt, ein «gewaltiger Schock». Die Erfolge der Wehrmacht veranlassten ihn, dem Vorsitzenden des Exekutivrats der «Bewegung für Praktisches Christentum» in New York, William Adams Brown, Folgendes zu

---

[62] Bevor er im Ökumenischen Rat der Kirchen die Leitung des Flüchtlingssekretariats übernahm, war Adolf Freudenberg Legationsrat im deutschen Auswärtigen Amt, musste diesen Posten aber wegen der jüdischen Abstammung seiner Ehefrau verlassen. 1935 stiess er zu den Gegnern des Naziregimes. Die Bekennende Kirche ermutigte ihn, von diesem Jahr an bis 1939 Theologie in Basel und Bonn zu studieren. Dabei gehörte er weiterhin dem von Pastor Heinrich Grüber geleiteten «Auswanderungsbüro» an, das Nazi-Gegner rekrutierte. Da die Emigration von Juden vorwiegend von Genf aus organisiert wurde, nahm Freudenberg hier ab Januar 1939 die Mitarbeit mit Visser't Hooft auf.

[63] Die nach Südfrankreich verschickten Nichtarier unterstanden gemäss den mit anderen Hilfsorganisationen erstellten Vereinbarungen der direkten Verantwortung des ÖRK.

telegraphieren: «Lasst um Gottes willen die amerikanischen Kirchen bedenken, welche Folgen ein Sieg Hitlers hätte.»[64] Aus den USA trafen daraufhin zahlreiche Sympathiebotschaften ein. Visser't Hooft, der als Generalsekretär des in Gründung begriffenen Ökumenischen Rats der Kirchen vorgesehen war, fragte sich aber, ob es weise sei, dessen Sitz in Genf zu etablieren. Nach den Siegen der Wehrmacht war die Schweiz praktisch eingekesselt, und eine deutsche Invasion liess sich nicht ausschliessen. Eine Flucht nach England oder in die USA zur Aufrechterhaltung der unerlässlichen Verbindungen mit den Leitern der ökumenischen Bewegung wäre in diesem Fall kaum mehr möglich gewesen. Aber Visser't Hooft zweifelte schliesslich nicht daran, dass Genf, solange man von hier aus noch ins «freie» Frankreich gelangen konnte, sich zu einem wichtigen Treffpunkt für die Organisierung diplomatischer und humanitärer Aktivitäten, ebenso wie auch für Spione, entwickeln würde. Nach dem eben beschlossenen Beitritt des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbunds (SEK) zum ÖRK erwies sich die Aktion des Präsidenten, Pfarrer Koechlin, für den inneren Halt des SEK und die Solidarität unter dessen Mitgliedern als entscheidend. Von dem zu einer Nachrichten-Drehscheibe gewordenen Genf aus verschickte das ÖRK-Sekretariat ein Informationsbulletin, den künftigen Ökumenischen Pressedienst. Regelmässig trafen - im Diplomatenkoffer! - Informationen aus Deutschland in der Rhonestadt ein. Ein deutscher Pfarrer, Hanns Schönfeld, hatte herausgefunden, dass die Mitarbeiter des deutschen Konsulats in Genf nazifeindlich waren und auch nicht zögerten, mit dem ÖRK zusammenzuarbeiten. Die misstrauisch gewordene Gestapo ersuchte den Konsul um Erlaubnis, einen Sonderagenten mit dem Auftrag, das ÖRK und dessen Tätigkeiten auszukundschaften, nach Genf schicken zu dürfen. Der Konsul antwortete jedoch, in Genf sei nichts los, alles gehe von... Lausanne aus! In der Folge wurde dann tatsächlich ein Spezialagent in die Waadtländer Hauptstadt entsandt. Noch heute fragt man sich, was er dort wohl tat!

[64] Hsg.: Das Zitat wurde korrigiert und dem französischen Originaltext angeglichen.

Die Schweizer Route

Nach der Besetzung seines Heimatlandes liess Visser’t Hooft unter seinen Landsleuten Kopien von in Holland erschienenen Artikeln zirkulieren. Dies erfuhren Königin Wilhelmina und das niederländische Kabinett in ihrem Londoner Exil. Für den ökumenischen Theologen nahm somit eine Karriere als Geheimagent ihren Anfang. Durch kirchliche Kanäle liess er der Regierung Informationen über die Ereignisse in den Niederlanden zukommen. Die Kommunikationen liefen allerdings in beiden Richtungen, so dass man auf die Benützung der - von den Deutschen abgehörten - Funkverbindungen nicht länger angewiesen war. Alle vierzehn Tage nahmen Agenten aus Holland die grössten Gefahren auf sich, um sich bis ins Hinterland des Salève durchzuschlagen. Bei erstbester Gelegenheit kletterten sie dann heimlich auf den unweit von Genf gelegenen Berg, um auszukundschaften, ob die Schleichwege über die Grenze frei von deutschen Patrouillen seien. In die Schweiz gelangt, übergaben sie ihrem niederländischen Mitbruder wichtige Informationen auf Mikrofilmen. Diese wurden in den Einband religiöser Bücher eingeklebt und erreichten danach innerhalb einer Woche London. Obschon voller Risiken, wickelte sich dieses Hin und Her während der ganzen Dauer des Krieges ohne Zwischenfall ab, nahm aber Visser't Hoofts Abende voll in Anspruch, denn seine patriotischen Aktivitäten mussten den Kollegen vom ÖRK völlig verborgen bleiben. Bisweilen wurden die Bücher von Genf aus abgeschickt und von der Deutschen Post, der die Wahrung ihres einwandfreien Rufs am Herzen lag, nach Deutschland versandt! Als der ÖRK-Sekretär einem seiner Agenten für eine besonders heikle Mission äusserste Vorsicht ans Herz legte, lautete dessen Antwort: «Bin ich denn nicht in Gottes Hand?»

In den Kriegsjahren erhielt Visser't Hooft mehrmals Besuch zweier Mitglieder der deutschen Widerstandsbewegung: Dietrich Bonhoeffer, der von Admiral Canaris, Chef der Abwehr, Passierscheine erhielt, und Adam von Trott zu Solz. Ein gemeinsamer Glaube beseelte die drei Männer, die sich schon aus der Vorkriegszeit kannten, und ihr gemeinsames Ziel war der Sturz des Hitler-Regimes. In Genf wagte Bonhoeffer im Freundeskreis das Bekenntnis: «(...) ich gestehe, dass

ich für die Niederlage meines Vaterlandes bete. Nur durch eine Niederlage können wir Sühne leisten für die furchtbaren Verbrechen, die wir (...) begangen haben». Selbst mit vereinten Kräften gelang es den für die Ökumene Verantwortlichen in London und Washington jedoch nie, ihre Regierungen vom Nutzen einer Kontaktaufnahme mit dem deutschen Widerstand zu überzeugen: Bis zum misslungenen Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944 hegte man in diesen beiden Hauptstädten den Verdacht, die Bewegung sei von den Nazis gesteuert. Im Übrigen habe man den Russen das Wort gegeben, nie einen Separatfrieden abzuschliessen, auch bei einem Regimewechsel in Deutschland nicht. Hierzu Visser't Hoofts Kommentar: «Geschichte lässt sich nicht ungeschehen machen. Dennoch drängt sich der Gedanke auf, dass möglicherweise Millionen von Menschenleben vor dem gewaltsamen Tod (...) bewahrt geblieben wären, wenn man die deutsche Opposition ermutigt hätte, schnell und durchgreifend zu handeln.»

Im Oktober 1941 trafen in Genf die ersten Schreckensmeldungen über die von den Nazis an den Juden in Polen verübten Massaker ein. Der Ökumenische Rat ersuchte das Internationale Komitee vom Roten Kreuz, d.h. dessen Präsidenten, Max Huber, und Carl Burckhardt von der «Gemischten Kommission» der nationalen Rotkreuz-Gesellschaften, die dortige Lage durch einen Sonderbeauftragten abklären zu lassen. Niemand hielt es allerdings für denkbar, dass sich die Situation noch weiter verschlimmern könnte. Im Archiv des ÖRK ist das Telegramm von Gerhart Riegner, dem Vertreter des Jüdischen Weltkongresses in Genf, mit ersten Informationen über die Vernichtungslager in Polen aufbewahrt. Visser't Hooft gesteht, er habe Monate gebraucht, um diese Meldungen in ihrer vollen Tragweite zu erfassen: «Es war unvorstellbar», schrieb er. Ende Herbst 1942 hörte er die Aussage eines jungen Schweizers über die Erschiessung von 6'000 Juden durch die SS. Die Getöteten seien auf Leichen in Massengräbern gefallen, welche andere Juden vor ihrer Ermordung selber hätten ausheben müssen. Von diesem Augenblick an zweifelte Visser't Hooft nicht mehr daran, dass Hitler die Vernichtung der Juden wirklich beschlossen hatte. Unverzüglich schlug er bei ÖRK-Mitgliedern in

England und den USA Alarm und ersuchte sie, bei ihren Regierungen vorstellig zu werden, damit alle mit vereinten Kräften den neutralen Ländern Europas bei der Aufnahme geflüchteter Juden zu Hilfe kämen. Erzbischof William Temple hielt daraufhin vor dem britischen Oberhaus eine der ergreifendsten Reden seiner Laufbahn, und am 17. Dezember forderten die alliierten Regierungen die Deutschen auf, mit den Massakern aufzuhören - freilich erfolglos. Visser't Hooft seinerseits ersuchte die niederländische Königin, in Holland an Juden falsche Pässe verteilen zu lassen - mit Erfolg: Mehrere Hundert Personen konnten so gerettet werden.

In der Schweiz, berichtet der von 1942 bis 1945 amtierende ORK-Sekretär, habe sich seine Organisation bemüht, in Zusammenarbeit mit dem «CIMADE», einem von protestantischen Jugendgruppen Frankreichs gegründeten Hilfswerk (vgl. Fussnote 45), für so viele Flüchtlinge wie immer möglich die Aufnahme zu erwirken. «Ich kann das Schicksal der polnisch-jüdischen Familie aus Antwerpen nicht vergessen», schreibt Visser't Hooft, «die zu mir nach Hause kam und die ich selbst mit der dringenden Empfehlung, ihr den Aufenthalt zu gestatten, zur Polizei brachte. Ich meldete dem polnischen Konsulat ihre Ankunft, rief mehrmals an, um mich nach ihrer Aufenthaltserlaubnis zu erkundigen, und erhielt nach einigen Tagen die Nachricht, man habe sie zurückgeschickt. Ihr weiteres Schicksal konnte kaum zweifelhaft sein.»

Die Sturheit gewisser Beamter hielt jedoch eine Persönlichkeit wie Madeleine Barot[65] nie davon ab, trotz der Stacheldrahtverhaue an der Grenze jüdischen Kindern zur Flucht in die Schweiz zu verhelfen und so Hunderte von ihnen zu retten.

Um dieses grauenvolle Kapitel abzuschliessen, zitieren wir aus Visser't Hoofts unter dem Titel *«Die Welt war meine Gemeinde»* erschienener Autobiographie folgenden Passus: «Fast überall zeigte

---

[65] Madeleine Barot, eine der Gründerinnen des «CIMADE», kam während des Krieges oft nach Genf, um mit Visser't Hooft Möglichkeiten zur Rettung von Juden, Christen und Anderer zu erörtern. Visser't Hooft seinerseits suchte oft das schreckliche Lager von Gurs auf, wohin die Vichy-Miliz aus Deutschland Verjagte in Viehwaggons deportierte. Mehrmals liessen der ÖRK und der Weltbund Christlicher Vereine Junger Männer dem «CIMADE» bedeutende Summen zukommen. Diese ermöglichten die Errichtung eines guten Dutzends von Aufnahmelagern, wo Madeleine Barot und ihre Mitarbeiter Gefangene aus Gurs unterzubringen suchten. Vgl. André JACQUES, *Madeleine Barot*, Labor et Fides, Genf, Paris, 1989.

sich doch eine erstaunliche Blindheit gegenüber dem Massenmord an den europäischen Juden. Hier, wenn überhaupt, hätten die Kirchen aufschreien müssen, nicht nur weil Mitmenschen in den Tod gejagt wurden, sondern auch, weil versucht wurde, ein für allemal das Volk loszuwerden, durch das und von dem das Heil in die Welt gekommen ist. Aber nur wenige Christen erhoben ihre Stimmen, und nur wenige gingen von ihren eingefahrenen Wegen ab, um eine helfende Hand zu reichen. Ich weiss jetzt, dass ich sehr viel mehr hätte tun müssen; dass ich sehr viel zäher hätte kämpfen müssen, um die Mauer der Trägheit und der Gleichgültigkeit zu durchbrechen. Angesichts eines Verbrechens und einer Tragödie von solchen Dimensionen wiegen die Unterlassungen unendlich viel schwerer als das Erreichte.»

Je deutlicher sich Deutschlands Niederlage abzeichnete, desto dringlicher wurde es für die christlichen Kirchen des Westens, ihren Beitrag zum Wiederaufbau und zur Völkeraussöhnung zu leisten. Im Frühling 1944 hiess es in der Schweizer Presse, Führer der Widerstandsbewegungen aus mehreren europäischen Ländern hätten «irgendwo in Europa» ihr erstes internationales Treffen abgehalten. Nie ahnte die Gestapo, dass dieses «irgendwo in Europa» Visser't Hoofts Wohnung war! In vier Zusammenkünften konnte sich so eine in der Zeit der Prüfung herangewachsene Solidarität festigen und es entstanden Entwürfe für ein neues, föderalistisches Europa, das ein jeder der Teilnehmer in seinen Gedanken und im Gebet herbeisehnte.

Gertrud Kurz, die Flüchtlingsmutter

Unter den vielen Schweizern und Schweizerinnen, die sich während des Krieges ihres Nächsten - ausländischer Asylbewerber - annahmen, gebührt ein Ehrenplatz der kleinen Appenzellerin, die sehr schnell als «Mutter Kurz» bekannt wurde.

Gertrud Kurz wuchs während der Wirtschaftskrise als Tochter eines Stickereifabrikanten, Kantonsrichters und späteren Regierungsrates in einer ziemlich wohlhabenden Familie auf. Sie wurde sehr streng erzogen, und schon als Kind lernte sie, was sie besass, mit anderen zu teilen. Nach der Primarschule schickten ihre Eltern sie an die Handelsschule in Neuenburg, wo sie in allen Maturafächern die Bestnoten erreichte. Nachher war hauswirtschaftliche Ausbildung in Frankfurt a. M. angesagt: Nähen, Kochen, Bügeln, kurz: alles, was ins Pflichtenheft einer künftigen Hausfrau gehörte, musste perfekt und ohne Widerrede erlernt werden. Damals schon trug unsere Appenzellerin den Ring, den ihr ein junger Botaniker bald einmal angesteckt hatte, nachdem sie ihn auf Beobachtungstouren in den Wäldern der Ostschweiz begleitet hatte. Und so wurde sie, erst 22-jährig, die Verlobte eines Lehrers am Berner Gymnasium.

Mittellosen herumziehenden Menschen öffnete die tiefgläubige Gertrud Kurz ihr Heim, und mit ihnen teilten die Jungvermählten ihre Mahlzeiten. Bald aber kamen ihrer viel zu viele. Nachbarinnen wurden um Hilfe gebeten, zumal sich Gertrud auch um entlassene Sträflinge zu kümmern begann: Bei fehlender Betreuung wäre der Weg zurück vor die Schranken des Gerichts und ins Gefängnis oft nicht weit gewesen.

Entscheidend für den Entschluss von Gertrud Kurz, ihr Leben für die Friedensförderung einzusetzen, war die Begegnung mit der «Kreuzritter»-Bewegung zu Beginn der Dreissigerjahre. Initiant der damals schon unter dem Namen «Chevaliers de la Paix» bekannten Vereinigung war Etienne Bach, Sohn eines Elsässer Pfarrers[66]. Die

[66] Etienne Bach war 1925 als Offizier der französischen Besatzungsarmee im Ruhrgebiet stationiert. Es war ihm ein Anliegen, sich möglichst viele Kontakte zu deutschen Familien zu schaffen. Am Vortag einer von den Kommunisten in Gelsenkirchen, Zentrum des Kohlenbergbaus in der Ruhr, organisierten Protestaktion wurde Bach vom französischen General zum Befehlshaber der mit Maschinengewehren bewaffneten Truppen ernannt. Als Erstes erteilte er den Soldaten den Befehl, sich ihrer Waffen zu

Beiden waren sich anlässlich eines «Kreuzritter»-Treffens im Sommer 1931, inmitten der Weltwirtschaftskrise, in der vom Ersten Weltkrieg stark betroffenen nordfranzösischen Stadt Liévin begegnet. Von da an nahm Gertrud Kurz regelmässig an den Versammlungen dieser Bewegung teil, die auch in der deutschen Schweiz Fuss gefasst hatte.

Einem durch die «Kreuzritter» ausgelösten inneren Impuls folgend, beschloss Gertrud Kurz, für die aus Deutschland allmählich eintreffenden Flüchtlinge «etwas zu tun». Warum zum Beispiel sollten von dort vertriebene Juden nicht bei einer Schweizer Familie Weihnachten feiern? So ging sie mit dem für sie charakteristischen Enthusiasmus ans Werk: Sie lud dreissig Personen ein - es kamen ihrer neunzig! Ein reformierter Pfarrer las die Weihnachtsgeschichte vor und erläuterte sie, «Stille Nacht» wurde gesungen - für alle Anwesenden ein unvergesslicher Abend. Ein teilnehmender Flüchtling soll seine Gefühle so zum Ausdruck gebracht haben: «Wir waren Verfolgte, jetzt sind wir wieder Menschen geworden.» Und ein anderer bekräftigte: «Sie (Gertrud) sprach kaum von ihrem Glauben, von Christus, von Gott. Aber sie lebte so, dass ich mich mit Christus und seiner Lehre immer eingehender beschäftigte. Ich wurde zwar nie Christ, ich bin Jude geblieben. Dieses Erlebnis aber hat mich allen Konfessionen gegenüber offener gemacht.»

Diese Feier war der eigentliche Auftakt zum intensiven Einsatz von «Mutter Kurz» zu Gunsten der Flüchtlinge. Selber Mutter zweier Kinder hatte sie zuvor schon für deutsche Judenkinder Aufenthalte in der Schweiz organisiert. Was von den Gräueln der «Kristallnacht» bekannt wurde, bestärkte sie - obwohl noch ohne jede Erfahrung in der Flüchtlingsproblematik - in ihrem Entschluss, sich mit all ihren Kräften für die Verbesserung der Lebensbedingungen von Vertriebenen jeglicher Nationalität und jeglicher Konfession, ja jeglicher politischer

---

entledigen und in der Menge unterzutauchen. Den Manifestanten gab er die Zusicherung, es würde kein einziger Schuss fallen. Von einem Balkon aus versprach er der Bevölkerung die Verteilung von Mehl für den folgenden Tag. Später wohnte er in Uniform einem Sonntagsgottesdienst bei und bemerkte dort den Bürgermeister der Stadt, mit dem er nicht auf bestem Fusse stand. Vor der Teilnahme am Abendmahl versöhnten sich die beiden Männer. Gemeinsam lösten sie in der Folge manche Probleme. Nach seinem Abgang vom Militär organisierte Bach in ganz Europa den Briefwechsel und Versöhnungstreffen zwischen ehemaligen Feinden. Als Pfarrer wurde er später nach Annemasse (Hochsavoyen) berufen. Im Zweiten Weltkrieg wurde sein Pfarrhaus zu einem Zufluchtsort und Sammelpunkt für Widerstandskämpfer.

Ideologie einzusetzen. Unermüdlich organisierte sie Kollekten und suchte nach Lösungen für die Schwierigkeiten von Vertriebenen. Zudem redigierte sie das Mitteilungsblatt der «Kreuzritter» und hielt Vorträge, um bei den Zuhörern Mitgefühl für die Emigranten und ihre Leiden zu wecken. (Allein während des Weltkrieges soll dies nach Aussage ihrer Schwiegertochter an über tausend solcher Veranstaltungen der Fall gewesen sein). Karl Barth bestärkte sie sehr in ihrer Tätigkeit und bat sie, die Arbeit zu verrichten, die er selber nicht zu verrichten vermochte. Dank ihrer Beziehungen zur deutschen Bekenntniskirche erhielt sie Informationen über bevorstehende Flüchtlingsankünfte. Merkmal der Unerschrockenheit von Gertrud Kurz war ihr unverwüstlicher Humor. So habe sie während einer ernsten Unterredung mit Heinrich Rothmund im Bundeshaus plötzlich aufgelacht. Dem erstaunten Vorsteher der Fremdenpolizei soll sie erklärt haben: «Ja, ich bin mir des Ernstes der Sache durchaus bewusst. Aber zum ersten Mal habe ich hinter Ihrem Stuhl Jemanden erblickt, der grösser ist als Sie.»

Nationalrat Albert Oeri ermutigte Frau Kurz nachdrücklich zu einem Treffen mit Bundesrat Eduard von Steiger. Mit Unterstützung des SEK-Präsidenten Alfons Koechlin konnte die Begegnung am 23. August 1942 auf dem Mont-Pèlerin ob Vevey, an von Steigers Ferienort, stattfinden. Die gerade eben am 13. August beschlossene Grenzschliessung war für die vom jüdischen Basler Bankier Paul Dreyfus-de-Gunzburg begleitete Gertrud Kurz, wie für alle an der Flüchtlingshilfe Beteiligten, Anlass zu äusserster Bestürzung. In der dreistündigen Besprechung wurde den Besuchern rasch klar, wie ungenügend der Magistrat über die tragischen Ereignisse in Polen, über Deportationen, Vernichtungslager und andere Gräueltaten Hitlers und seiner SS im Bilde war. In den Erinnerungen von Gertrud Kurz[67] steht nachzulesen: «Es fiel dem Bundesrat sehr schwer zu glauben, dass es in dem Deutschland Goethes Menschen gebe, die so tief sinken konnten, dass sie Juden quälten und in den Tod trieben.» Nach der wiederholten Bemerkung, «wir übertrieben», versprach von Steiger indessen, sich des Flüchtlingsproblems gründlich annehmen zu wollen.

[67] Alfred A. Häsler, *Das Boot ist voll*, Pendo Verlag, Zürich, 1992.

Noch gleichentags befahl er Rothmund, dass «in besonderen Fällen» von Zurückweisungen abzusehen sei.

Auf der Rückreise unterrichtete Frau Kurz bei einem kurzen Zwischenhalt in Bern ihre am Bahnhof wartenden Mitarbeiterinnen über den Verlauf des Gesprächs mit dem Mitglied der Landesregierung. Nach ihrer Ankunft in Zürich traf sich die Unermüdliche noch am selben Abend mit Vertretern der Hilfswerke und einer Gruppe reformierter Pfarrer...

Am folgenden Tag nahm Gertrud Kurz an einer achtstündigen Sitzung der Schweizerischen Zentralstelle für Flüchtlingshilfe teil. Anwesend war auch Heinrich Rothmund, der in einer sehr gespannten Atmosphäre versuchte, die Gründe für die Anordnung vom 13. August darzulegen. Schliesslich machte er das Zugeständnis, von «ausserordentlichen Fällen» abgesehen, keine vor diesem Datum eingereisten Flüchtlinge ausweisen zu lassen. In Sitzungspausen fand Frau Kurz Zeit, Telegramme aufzugeben, zu telefonieren und Interviews zu geben. «Es war unbeschreiblich, aber es hat sich gelohnt!», notierte sie. «Hoffen wir, dass noch viele dem unmenschlichen, satanischen Vorgehen von gottverlassenen Menschen entgehen können.»

Nach diesen aufreibenden August-Wochen machte sich Gertrud Kurz daran, den Emigranten das Leben in den vom Bund in Eile errichteten Auffanglagern zu erleichtern, deren Leiter auf ihre schwierige Aufgabe oft überhaupt nicht vorbereitet waren. Möglichst vielen Flüchtlingen suchte sie Weiterbildung oder eine Berufslehre zu ermöglichen oder aber eine Gelegenheit zu verschaffen, sich Mitmenschen gegenüber nützlich zu machen. Ihre sehr umfangreiche Korrespondenz enthält ebenso viele Bitt- wie Dankesbriefe. Als sie im Mai 1945 vernahm, dass die Schweiz nun siebenmal mehr Flüchtlinge beherberge als im Dezember 1942, nämlich 115'000 statt 16'200, war Gertrud Kurz tief bewegt. Das Rettungsboot war also alles andere als voll gewesen. «Wir hätten alle - aber auch alle - viel lauter schreien sollen», rief sie aus.

Unmittelbar nach Kriegsende in Europa entsprach sie einer Bitte der Königin von Holland - die sie kannte -, ihr bei der Integration der aus dem Maquis heimkehrenden jungen Leute in die

Wiederaufbauarbeiten behilflich zu sein. Bald nahm sie auch die Mitarbeit bei den «Kreuzrittern» wieder auf. 1947 wohnte sie in den Cevennen einer Zusammenkunft aller deutschen Feldprediger der Gefangenenlager vor ihrer Rückkehr in die vier Besatzungszonen teil. Voller Begeisterung erinnert sich einer der Teilnehmer, wie «Mutter Kurz» diese vom Krieg gezeichneten Männer lehrte, ihren Glauben singend zu bekennen und Mut und Hoffnung für die Zukunft zu fassen.[68]

Nach ihrem Tode im Jahr 1972 erhielt Gertrud Kurz im Berner Münster von Pfarrer Walter Lüthi die ihr gebührende Laudatio: «Sie hatte genug Liebe für den Bruder von der Landstrasse und für die Herrin auf dem Fürstenthron, für den asylbedürftigen Flüchtling und für den Funktionär im Dienste des Staates. Liebe genug für den Soldaten und für den Verweigerer, für Israel und die Araber, für die Menschen vor und hinter dem Vorhang. Sie war ein Werkzeug und Organ des Friedens in der Hand des Friedensfürsten. Sie war eine Auserwählte, eine Begnadete im Kampf um den Frieden auf Erden.».

[68] Marcel Pasche, *Années de guerre et de fraternité*, Editions Ouverture, Le Mont-sur-Lausanne, 1995, S. 55.

Marcel Pasche,
ein Schweizer Pfarrer im besetzten Frankreich

Zahlreich waren die reformierten Schweizer Seelsorger, die ihr Amt im besetzten oder im «freien» Frankreich ausübten. Einzig ihrem Gewissen und ihrem Glauben verpflichtet, harrten sie in ihren Sprengeln aus oder zogen sogar aus der Schweiz ins Nachbarland. Mutig boten sie schlimmsten Gefahren die Stirn und, indem sie sehr vielen Juden aus der Résistance das Leben retteten, nährten sie durch ihr Zeugnis die Flamme der Hoffnung. Sie heute, mehr als ein halbes Jahrhundert später, alle aufzuzählen, hätte wenig Sinn. Doch sie alle zu ehren, ist eine Pflicht. In Frankreich begegnet man denn auch ihren Namen noch oft: Manche Strassen oder Plätze sind nach einem Schweizer Pfarrer benannt, der während der deutschen Besetzung der einheimischen Bevölkerung zur Seite gestanden war.

Als Seelsorger in Roubaix

Als Schüler von Karl Barth hatte Marcel Pasche das Glück, in Basel mit Studenten und Pfarrern der deutschen Bekenntniskirche, die von den Nazis ausgewiesen worden waren, wertvolle Beziehungen anknüpfen zu können. Dabei erlernte er auch die deutsche Sprache perfekt, was ihm später während seines ersten Amtes als Pfarrer im nordfranzösischen Roubaix in seinen Beziehungen zu den deutschen Besetzern von grösstem Nutzen sein sollte. Nach der Niederlage der französischen Armee wollte es der Zufall - oder die Vorsehung -, dass er sich in Lille in das von den Deutschen als regionales Verwaltungszentrum requirierte Börsengebäude zu begeben hatte. Dort kam es zu einer überraschenden Begegnung, die seine Seelsorgearbeit während der ganzen Dauer des Krieges tief beeinflusste[69].

Um in das stark bewachte Haus gelangen zu können, musste sich der Besucher am Eingang anmelden. In der Loge sass als Dolmetscher ein Armeeangehöriger, der die Eintreffenden auch auszusortieren hatte. Im Herbst 1940 sprach Marcel Pasche wegen einer zweitrangigen Angelegenheit im Zusammenhang mit dem Uniformtragen der

[69] Marcel PASCHE, *op. cit.*, S. 15ff.

«Solidarité»-Pfadfinder aus seiner Pfarrei vor. Er übergab dem diensthabenden Deutschen das ausgefüllte Zulassungsformular. «Sie sind Pfarrer», stellte dieser fest, «ich auch; mein Name ist Friedrich Günther.» Im anschliessenden Gespräch kam eine Verständigung unter den beiden gleichaltrigen Männern leicht zustande. Sie verfügten über eine ähnliche Ausbildung und dieselben theologischen Bezugspunkte und besassen sogar gemeinsame Freunde. Seit manchen Jahren war nämlich Friedrich Günther ein aktives Mitglied der Bekennenden Kirche.

Bald wurde die Abwartsloge zu einem idealen Treffpunkt für deutsche Pastoren in Uniform, von wo aus Günther die «Briefe an Brüder» nach Deutschland übermittelte. Pasche bekam einige davon und übersetzte sie zuhanden seiner französischen Mitbrüder. Unter christlichen «Feinden» entdeckte man Gemeinsamkeiten im Glauben. Die angeknüpften Beziehungen konnten bis 1944 aufrechterhalten werden. Dann wurde Günther leider an die Front in die Normandie geschickt. Nach seiner Rückkehr nach Lille wurde er als «Defaitist» von einem deutschen Offizier erschossen.

Eine weitere glückliche Begegnung Pasches war diejenige mit Wachtmeister Fritz Hahn, auch er ein Pastor, der dank seiner hervorragenden Französischkenntnisse der Geheimpolizei der Wehrmacht zugeteilt war. Durch Günthers Vermittlung kam noch eine andere wertvolle Beziehung zustande: diejenige mit Dr. Karl Schmid, der dann 1949 als einer der führenden SPD-Politiker unter dem Namen Carlo Schmid zum Vizepräsidenten des Deutschen Bundestags in Bonn gewählt wurde. In Frankreich geboren, war Schmid offiziell Rechtsberater der deutschen Oberfeldkommandatur in Lille. Dort hatte er sich mit einer Menge von Problemen aus jener Region zu befassen, die zwar theoretisch dem deutschen Hauptquartier in Brüssel unterstand. Zwischen den aus Vichy oder Brüssel erhaltenen Direktiven bemühte sich Schmid stets, die für die nordfranzösische Bevölkerung am wenigsten nachteilige auszusuchen.

Seinem Dienstzweig gab Schmid die Bezeichnung *«Abteilung Kult»*, was Alles und das Gegenteil davon bedeuten konnte. Marcel Pasche und Schmid, der in seiner Freizeit Malraux und Cervantes

übersetzte, wurden Freunde. Auf Ersuchen des Schweizer Pfarrers schickte ihm die protestantische Kirche Frankreichs ein auf Deutsch abgefasstes Akkreditierungsschreiben zuhanden der *«Abteilung Kult»*, das von Schmids Sekretär «per Prokura» gegengezeichnet und mit dem, bei der deutschen Besetzungsmacht sämtliche Türen öffnenden Hakenkreuz-Stempel versehen wurde! Wohl war dieses «Dokument» alles andere als rechtskräftig. Trotzdem gingen vor ihm sämtliche Barrieren hoch, so dass Marcel Pasche vielerlei Probleme regeln konnte: Bewegungsfreiheit für Pfarrer, Transportmöglichkeiten, Ferienkolonien, Überqueren der Demarkationslinie usw.

Pasche begab sich oft in Schmids Büro. Er besuchte ihn auch zuhause - um die BBC zu hören! Dank der Informationen von seinen drei protestantischen deutschen Freunden wusste Marcel Pasche stets rechtzeitig über die von der Gestapo gegen Juden geplanten Razzien Bescheid. Er liess die Bedrohten bei Gemeindegliedern und Freunden «verschwinden» oder zu Schweizer Amtskollegen in Belfort, Besançon oder Pontarlier bringen, welche dann für den heimlichen Grenzübertritt sorgten. Ab Juli 1942 musste auch im besetzten Frankreich der Judenstern getragen werden. In seinen Memoiren (vgl. Fussnote 72) erinnert sich Schmid daran, dass er es nun Pasche überliess, die noch in Nordfrankreich weilenden Juden zu warnen und sie zu veranlassen, sich ins unbesetzte Frankreich abzusetzen. Als dann Adolf Eichmann seine Herrschaft auch auf das besetzte Frankreich ausdehnte und im März 1943 die Deportation von Juden nach Auschwitz einsetzte, befanden sich daher unter ihnen kaum Opfer aus Nordfrankreich.

Die erstaunlichste Aktion in Roubaix war der Aufbau der Rechtshilfe vor deutschen Gerichten. Pasche war einer der beiden Gründer und Präsident des «Secrétariat d'assistance judiciaire devant les tribunaux allemands», einer für die besetzten Gebiete einzigartigen Organisation. Diese hatte die Unverfrorenheit, in der Presse und mit in Gefängnissen verteilten Traktaten folgende Botschaft zu verbreiten:

Rechtshilfe für Familien Beschuldigter

Personen, die vor einem deutschen Gericht die Dienste eines

Rechtsanwalts in Anspruch nehmen möchten, selbst wenn sie nicht über die notwendigen Mittel verfügen, können sich, dank der Initiative eines privaten Komitees, an das Sekretariat wenden. Den Familien Beschuldigter helfen unsere Dienststellen in deutschen Rechtsverfahren. Diese Dienstleistungen sind kostenlos. - Folgt die Adresse.

Das erwähnte Komitee übernahm 1943 die Verteidigung von 430 Beschuldigten und erreichte den Freispruch von deren 64. Obwohl sämtliche seiner Mitglieder ständig in Gefahr waren, von der Gestapo verhaftet zu werden, führte es seine Tätigkeit bis zur Befreiung Frankreichs im Jahr 1944 weiter.

Carlo Schmid, Schriftsteller und Jurist, tat sein Möglichstes, um junge, als Zwangsarbeiter für Deutschland vorgesehene Franzosen als Waldarbeiter in die Ardennen schicken zu lassen. Es gelang ihm auch, drei Schweizer Pfarrer mit falschen Papieren auszustatten, wodurch sie in Nordfrankreich das Amt französischer Mitbrüder übernehmen konnten. Unter ihnen befand sich der Genfer Jacques Mottu, der seine Erlebnisse in einem Buch[70] schildert. Kein einziges Mal gab Schmid den Befehl zur Hinrichtung einer französischen Geisel. Nach dem Attentat auf Hitler im Juli 1944 wurde er zu einem strengen Verhör ins deutsche Hauptquartier nach Brüssel beordert. Vor seiner Abreise fragte er Marcel Pasche, ob ihn die französische Widerstandsbewegung notfalls entführen könnte. Alle Vorbereitungen hiefür wurden getroffen, doch erübrigte sich eine solche Aktion schliesslich. Im September 1944 liess Schmid den Schweizer wissen, dass niemand mehr die Hals über Kopf fliehenden deutschen Truppen kontrolliere, dass sich die Widerstandskämpfer dies aber nicht zunutze machen dürften, um das Feuer zu eröffnen, denn «dies würde ein entsetzliches Blutbad auslösen». Marcel Pasche leitete die Botschaft weiter. So konnten die Deutschen ohne Blutvergiessen aus Lille abziehen.

In diesem Zusammenhang sei auch der Rolle des Schweizer Honorarkonsuls in jener Stadt, Fred Huber, gedacht. Privat verteilte er Hilfssendungen der «Schweizer Spende», organisierte, nachdem er eine Unterdelegation des «Schweizer Roten Kreuzes - Kinderhilfe» gegründet hatte, Freiplatzaktionen für Kinder in der Schweiz, verhalf

[70] Jacques MOTTU, *Vocation, quand tu nous tiens*, Editions de l'Aire, 1992.

der Stadt Bergues (Département du Nord) zu einem Spital mit 12 Betten, einem Säuglingsheim und einem Kindergarten. 1948 verlieh ihm die Stadt Lille die Ehrenbürgerschaft.

Die markanteste Episode in Pasches Wirken bestand in der Evakuierung des Gefängnisses von Loos bei Lille. Mit dem Einverständnis des Direktors war es ihm und seinen Freunden erlaubt, den Häftlingen warme, stärkende Suppen auszuteilen; keine Zelle durfte ihnen verschlossen bleiben. Als sich die deutsche Niederlage immer deutlicher abzeichnete, bat der Gefängnisdirektor Konsul Huber und den Schweizer Pfarrer telefonisch, ihm bei der «Evakuierung» der Strafanstalt behilflich zu sein. Die beiden Schweizer besorgten dies für Gruppen von jeweils zehn bis fünfzehn Männern mit der Empfehlung, «in der Natur zu verschwinden», um deutschen Patrouillen nicht in die Hände zu laufen. Unglücklicherweise gelangte eine bedeutende Anzahl von «Terroristen» aus der Résistance in einen Zug mit Bestimmungsort Buchenwald. Carlo Schmid versuchte mit allen Mitteln zu verhindern, dass eine Lokomotive gefunden würde! Nach zwei Tagen war es aber trotzdem so weit, und der Zug setzte sich in Bewegung. Huber und Pasche folgten ihm in einem Konsulatsauto mit Schweizer Fahne. Unterstützt von der belgischen Widerstandsbewegung taten sie ihr Möglichstes, um den Zug, den sie aus den Augen verloren hatten, wiederzufinden und dann zum Entgleisen zu bringen. Die zwei Verfolger waren jedoch zu sehr in Rückstand geraten und mussten ihr Vorhaben schliesslich aufgeben, als sie sich der Front zu sehr näherten.

Schon vor Deutschlands Kapitulation hatte die Kirchgemeinde von Roubaix zwei Zusammenkünfte zwischen ihren Mitgliedern und deutschen Feldpredigern aus noch nicht befreiten Gefangenenlagern veranstaltet. In einem Artikel im *«Semeur vaudois»*[71] beschreibt Marcel Pasche seine diesbezügliche Zurückhaltung, denn er befürchtete anfänglich, man würde den Dingen nicht auf den Grund gehen. Dem war aber nicht so. «Die Organisatoren waren zu einer offenen Aussprache entschlossen», schreibt der Pastor. «Ein Franzose begann darzulegen, weshalb sein Volk die Deutschen hasse. Ein Deutscher

[71] *Semeur vaudois*, Organ der Evangelischen Landeskirche des Kantons Waadt, Juli 1947

schilderte, wie schmerzlich es für die Deutschen sei, von den anderen Völkern verachtet zu werden. Jeder litt für sich. Aber als alle gemeinsam bekannten: 'Und doch waren wir alle Brüder in Jesus Christus', begann ein jeder auch für den anderen, den Feind, zu leiden, und das anschliessende, von einem Franzosen, einem Deutschen und einem Schweizer gereichte Abendmahl entsprach einer echten Gemeinschaft von Brüdern. (...) Beim zweiten Mal erschienen die Gläubigen viel zahlreicher, und auch jetzt war das Einende stärker als das Trennende, die Liebe stärker als der Hass. Feierlich erklärten die deutschen Pfarrer, mit der frohen Gewissheit zu ihren gefangenen Kameraden und später in ihre Gemeinden zurückzukehren, in Frankreich Brüdern in Jesus Christus begegnet zu sein.»

In seinen 1979 erschienenen Memoiren[72] schreibt Carlo Schmid eingedenk der vier in Lille verbrachten Jahre: «Besonderes Verdienst um die Rettung gefährdeter Juden hat sich die Reformierte Kirche erworben. Was einige ihrer Pastoren auf sich nahmen, um jüdischen Menschen zur Flucht in das unbesetzte Frankreich zu verhelfen, wird ein Ruhmesblatt der Reformierten Kirche Frankreichs bleiben. Sie hat sich des Wahlspruchs der Kamisarden bei der Verfolgung ihrer Kirche durch die Häscher des Königs von Frankreich würdig erwiesen: *'Savoir résister...'*.»[73]

In einer Zeremonie erhielt Marcel Pasche 1993 in der Synagoge von Lille die Medaille von Yad Vashem[74], «Gerechter unter den Völkern». Im Beisein des israelischen Botschafters sagte er, dass er sich über die Schaffung des jüdischen Staates gefreut habe, dass ihn jetzt aber die «Einsperrung» der Palästinenser schmerze, und zählte dabei die vielen arabisch-christlichen Gemeinschaften in jener Gegend auf. Er dankte dem Botschafter in der «Verbundenheit der Söhne Abrahams im Glauben an dieselbe Verheissung», doch der Diplomat zog sich diskret zurück.

---

[72] Carlo SCHMID, *Erinnerungen*, Scherz Verlag, Bern, 1979.

[73] Als Kamisarden wurden aufständische protestantische Bauern im letzten Hugenottenkrieg, 1702-1710, bezeichnet.

[74] Hsg.: Staatlichen israelischen Behörde und "Gedenkstätte des Holocausts und des Heldenmuts"

Arthur Frey und seine Kollegen von der Presse: «Nein zur Gesinnungsneutralität»

Nazideutschland übte bekanntlich enormen Druck auf die Schweizer Presse aus, damit sie sich den Gegebenheiten des «neuen», von ihm beherrschten Europa anpasse. Der Presseattaché der deutschen Gesandtschaft in Bern scheute sich nicht, offen den Rücktritt von Journalisten zu verlangen, die mit ihrer Meinung über den Nationalsozialismus nicht hinter dem Berg zurückhielten. Die Landesregierung wurde unruhig, und die Abteilung «Presse und Funkspruch» beim Armeestab legte oft viel Eifer an den Tag[75]. Ab 1934 schon überwachte man im Bundeshaus Presseorgane, deren Stellungnahmen, so fürchtete man, den guten Beziehungen zu Deutschland hätten schaden können.

Willy Bretscher, Chefredaktor der *«Neuen Zürcher Zeitung»*, war einer der drei von der deutschen Gesandtschaft ins Visier genommenen Journalisten. Unter dem Schock der als defaitistisch beurteilten Rede des Bundespräsidenten Marcel Pilet-Golaz vom 25. Juni 1940[76], in der die Landesregierung insbesondere ankündigte, sie werde künftig aus eigener Vollmacht handeln, warnte Bretscher am 1. Juli in einem Exposé davor, die Schweizer Werttafeln zu zerbrechen und sich der Flucht in ein noch zweifelhaftes Neues hinzugeben. Wörtlich urteilte er: «Die Stunde ist da, in der die Verantwortungen übernommen werden müssen. (...) Wir müssen diese Zeit grauenhafter Unsicherheit mit allem, was sie bringen wird, einfach auf uns nehmen. Persönlich glaube ich an die Wahrheit des Bibelwortes: *Wer sein Leben erhalten will, wird es verlieren,*»[77]

Die Rede von Pilet-Golaz missfiel auch dem Chefredaktor der Berner Tageszeitung *«Der Bund»*, Ernst Schürch. Die Grundlage für

---

[75] Diese Abteilung war der Armee unterstellt worden, obwohl diese von ihr nichts wissen wollte. Zu wiederholten Malen forderte General Guisan die Landesregierung auf, ihre Verantwortung auf einem eminent zivilen und politischen Gebiet selber wahrzunehmen. Erst am 30. Dezember 1941 entsprach der Bundesrat den zahlreichen Vorstössen des Armeekommandos und übertrug die Pressekontrolle zivilen Organen.

[76] Hsg.: Die deutschsprachige Fassung der Rede, durch Bundesrat Etter vorgetragen, scheint ihre kritische Beurteilung noch zugespitzt zu haben…

[77] Edgar BONJOUR, *Geschichte der schweizerischen Neutralität*, Basel-Stuttgart, 1970, Bd V, S. 219 ff.

rasches Handeln der Regierung - Vollmachten für den Bundesrat - sei wohl da, doch ohne tatsächliche Zustimmung des Volkes könne in der Schweiz nicht lange regiert werden. «Voraussetzung (für die Umstellung auf straffere Regierungsformen) ist immer, dass, wenn die Gründe wegfallen, auch die Abweichungen vom ordentlichen Weg der Verfassung aufhören. (...) Darum ist auch zu warnen vor bürokratischen Einflüssen, die der lebendigen Fühlung zwischen Behörden und Volk oft so hinderlich sind.» [78]

Am 24. Juli 1940 richtete ein anderer grösser Pressevertreter, Albert Oeri, Chefredaktor der *«Basler Nachrichten»*, liberaler Nationalrat und Mitglied des SEK-Vorstandes, ein langes Schreiben an den Bundesrat, aus dem wir, Bonjour folgend (vgl. Fussnote 77), nachstehende Auszüge wiedergeben:

«Wie Sie, meine Herren, weiss ich, dass unser Land gegenwärtig einem schweren Druck Deutschlands ausgesetzt ist. Persönliche Eindrücke, die ich letzte Woche in Bern gewonnen habe, und weitere Informationen, die mir seither zugekommen sind, haben mich nun unsicher gemacht in Bezug auf die Frage, ob der Bundesrat diesem Druck die nötige Festigkeit entgegensetzt (...) Die Vorstellung, dass man die Schweiz durch einigen Druck für jedes Nachgeben bis zum Verzicht auf ihre staatliche Unabhängigkeit gefügig machen könne, ist in Deutschland nicht von ungefähr entstanden. Zum guten Teil ist die Unterdrückung der öffentlichen Meinung durch unsere eigenen zivilen und militärischen Behörden daran schuld. Die Presse wagt kaum mehr ein kräftiges Schweizerwort zu drucken. Das nötige Gegengewicht gegen die Äusserungen von Hasenfüssen ist aus ihren Spalten nahezu verschwunden.» Oeri beschreibt sodann die deutsche Haltung gegenüber der Schweiz und unterstreicht, die deutsche Armee, in der jeder Offizier auf eine Abrechnung mit der Sowjetunion brenne, würde es nicht verstehen, dass vorher noch geschwind der sowjetfeindliche Staat[79] vergewaltigt werden müsse, der jede

---

[78] *Der Bund*, 27. Juni 1940. Ein Diplomat der deutschen Gesandtschaft in Bern hatte den Rücktritt der drei einflussreichsten Chefredaktoren der Schweizer Presse verlangt: Willy Bretscher (*Neue Zürcher Zeitung*), Albert Oeri (*Basler Nachrich*ten) und Ernst Schürch (*Der Bund*).

[79] Hsg.: Die Schweiz, sie hatte von 1923-1946 alle diplomatischen Beziehungen mit Moskau abgebrochen.

diplomatische Beziehung mit Moskau ablehne. Auch könne die deutsche Wirtschaft keine Verheerung des schweizerischen Industriepotentials wünschen. Aber alle Hemmungen «gegen eine ernsthafte Bedrohung der Schweiz können in Deutschland natürlich überwunden werden, wenn man dort die Überzeugung hat, dass unser Land gratis und franco ohne ernsthaften Widerstand zu gewinnen sei. Darum bedaure ich so sehr das offenbare Versagen unserer Diplomatie, die am Entstehen dieser Überzeugung mitschuldig ist (...)». Auf den «heiklen Punkt» der vom «gebietenden Herrn in der Deutschen Gesandtschaft» verlangten Entfernung der drei Chefredaktoren zurückkommend, schliesst Oeri seinen Brief mit diesen Überlegungen ab: «Setzt er (der Diplomat) dies durch, so wird im ganzen Lande der Eindruck, dass der Bundesrat nicht mehr Herr im eigenen Hause sei, katastrophale Ausmasse annehmen. Ich weiss, dass ich durch diese Behauptung das Risiko der Beschuldigung auf mich nehme, pro domo[80] zu plädieren. Ich habe aber demgegenüber ein reines Gewissen. Mein persönliches Schicksal ist mir ganz gleichgültig. Ich bin fünfundsechzig Jahre alt, habe ein glückliches Leben hinter mir (...) Auch bin ich ein gläubiger Christ und schon darum nicht ängstlich für meine Person. Aber deswegen kann ich Ihnen doch nicht verschweigen, was ich sachlich als gefährlich für unsere Volksstimmung ansehen muss.»

Leichte Zielscheiben für die Zensurbeamten der «Abteilung für Presse und Funkspruch» waren die kirchlichen Publikationen in deutscher Sprache und die Veröffentlichungen besonders engagierter protestantischer Persönlichkeiten. Leonhard Ragaz, Theologieprofessor in Zürich und wichtigster Vertreter der Religiös-Sozialen Bewegung, wurde ab 1940 von der Vorzensur wegen Meinungsäusserungen der Monatszeitschrift *«Neue Wege»*, die er seit 1924 verlegte und redigierte, verwarnt. Sein Eintreten für internationale Solidarität, soziale Gerechtigkeit, Frieden und Demokratie bestärkte die harte Haltung von «Presse und Funkspruch» noch. Diese bezichtigte ihn der «systematischen Diffamierung der schweizerischen Neutralitätspolitik» und des «ebenso systematisch betriebenen Versuchs einer Verhöhnung und Untergrabung der schweizerischen Wehrbereitschaft».

[80] Hsg.: 'für das Haus', meint: für die eigene Sache; zum eigenen Nutzen

In der Tat fürchtete Ragaz nichts. Seine christlichen Überzeugungen wurzelten tief. Als er aber in einem Vortrag formulierte: «Neutralität = Nullität», konnte er nicht mit Glückwünschen aus dem Bundeshaus rechnen. Es wurde ihm vorgeworfen, den Krieg als Kampf zwischen Christus und dem Antichrist dargestellt zu haben. Ragaz wollte sich dem Diktat der Vorzensur von «Presse und Funkspruch» nicht beugen, nahm es aber - wenigstens offiziell - hin, dass die *«Neuen Wege»* im Mai 1941 verboten wurden. In der Folge verschickte er jedoch als vertraulich bezeichnete, indessen weit verbreitete Bulletins, die seiner früheren Publikation sehr nahe kamen. Ragaz geisselte einerseits die Unterwürfigkeit gegenüber den Behörden, anderseits den Egoismus und die Hartherzigkeit der offiziellen Schweiz dem Fremdling gegenüber, der unter Gottes besonderem Schutz stehe. Der Pazifist Ragaz hatte auch keinerlei Hemmung mit der Aussage, Hitler hätte nach 1933 umgebracht werden sollen, und 1943 erklärte er an einer öffentlichen Veranstaltung ohne Umschweife, Neutralität gegenüber den Angelsachsen, die ja auch für die Schweiz kämpften, habe keinen Sinn. Als die *«Neuen Wege»* ab Juli 1944 wieder erscheinen durften, focht Ragaz wieder mit noch offenerem Visier: Bei der Wahrheitssuche und im Wahrheitsbekenntnis, verkündete er, werde es viel Mut brauchen, damit die Glaubwürdigkeit der Schweiz wiederhergestellt werden könne.

Die Schrift *«Der rechte Staat (Unsere Kirche und die Erhaltung des schweizerischen Rechtsstaates)»* von Arthur Frey, Leiter des Schweizerischen Evangelischen Pressedienstes, ebenso wie zwei Publikationen von Karl Barth wurden verboten. Auf Anregung von Pfarrer Paul Vogt hiessen die Teilnehmer an der vierten Wipkinger-Tagung (1941)[81] einstimmig eine Protestresolution gegen die Eingriffe der Zensur gut. Darin hiess es, dass es sich um nichts Anderes handle als um «Konzessionen an den Geist und die Methoden eines Staatsgedankens, der mit dem reformierten Bekenntnis unverträglich und für

[81] Die Zürcher Vorortspfarrei Wipkingen veranstaltete unter dem Impuls von Pfarrer Fritz Bäumle während des Kriegs sieben Studientagungen über die Lage der Kirche in der Schweiz, an de-nen jeweils zwischen vier- und fünfhundert Pfarrer aus dem ganzen Land teilnahmen. Zu ihnen zählten die bedeutendsten Theologen jener Zeit: Emil Brunner, Karl Barth und W. Visser't Hooft. Leider sind die Archivunterlagen über diese bedeutenden Zusammenkünfte verstreut.

die Schweizerische Eidgenossenschaft innerlich und äusserlich verderblich» sei. Zu jenem Zeitpunkt übten die protestantischen Geistlichen noch keine Kritik an der amtlichen Flüchtlingspolitik, wohl aber an dem - als zu konziliant angesehenen - Verhalten der Behörden gegenüber Nazideutschland, dessen Propaganda das ganze Land überflutete.

Die religiöse Presse der Westschweiz entging den Scheren der Zensur. *«Le Semeur vaudois»*, von dem bereits die Rede war, zeichnete sich unter seinem Chefredaktor, Pfarrer Paul Métraux, durch eine besonders feste Haltung aus. Den ganzen Krieg hindurch unterhielt Métraux Beziehungen zur protestantischen Fakultät der Universität Strassburg, die sich nach Clermont-Ferrand hatte zurückziehen können, deren Bibliothek aber von den Deutschen vollständig geplündert worden war. Jede Woche wurden 1'200 Exemplare des «Semeur» von Lausanne nach England, den USA und vor allem nach Frankreich verschickt. Über die Netze der Christlichen Vereine Junger Männer erreichten sie die Internierten- und Flüchtlingslager. Pfarrgemeinden kamen zusammen, um gemeinsam die von der Kirche des Kantons Waadt verbreiteten Hoffnungsbotschaften zu lesen. Hervorzuheben sind auch die standfesten Stellungsnahmen des *«Messager social»* in Genf. Im Schreckensmonat September 1942 schrieb darin Auguste Lemaitre, Professor an der Theologischen Fakultät: «Wüssten wir unser Leben brüderlich zu gestalten und Verzicht zu üben, könnten wir die Ehre unserer Aufnahmetradition retten»[82], und er lud seine Leser zu einem Fastentag zu Gunsten der Flüchtlinge ein.

Arthur Frey auf Vorposten

Unter Arthur Freys Leitung spielte der Schweizerische Evangelische Pressedienst ab 1933 eine massgebliche Rolle im Kampf gegen jegliche Behinderung der Verkündigung von Gottes Wort. Um wenn möglich einen gewissen Einfluss ausüben zu können, meldete sich Frey dann bei Kriegsausbruch, Anfang September 1939, bei der

[82] *Messager social*, Genf, 10. September 1942, erschienen unter dem Titel *«La persécution antisémite et nos responsabilités chrétiennes»*. Der Appell wurde von den Professoren Pierre Bovet und Fernand Chodat sowie deren Gattinnen mit unterzeichnet.

Presseüberwachungsstelle, die anfänglich *a posteriori*[83] arbeitete. Dort hatte er zu prüfen, ob die Zeitung das *«Volksrecht»*, das Organ der Sozialdemokraten, Beiträge veröffentlichte, welche die Sicherheit, Unabhängigkeit oder Neutralität der Schweiz gefährden oder die öffentliche Ordnung stören könnten.

Das erste Scharmützel fand im Oktober 1939 statt, als die Redaktion der Zeitung Hitler ironisch als «Friedensstifter» bezeichnete. Später beklagte sich ein Oberst über den für neutralitätswidrig gehaltenen Artikel eines Fröntlers, der die englischen Bombenangriffe auf deutsche Städte angeprangert hatte. 1941 wurde Frey mit der Kontrolle der *«Neuen Zürcher Zeitung»* betraut. Es kam zu einer Auseinandersetzung mit einem Oberstleutnant, der die Mittagsausgabe vom 16. April 1941 mit der Begründung beschlagnahmen liess, eine Bildlegende betreffend den Balkankrieg könnte die Schweizer Bevölkerung über die Stärke der deutschen «Wehrmacht» beunruhigen. Solcher Kleinmut trug zur Verschlechterung der Beziehungen bei. Im Oktober teilte der Generalstab Frey mit, der Bundesrat verlange ein Verbot jeglichen Kommentars bei den Hinrichtungen durch die SS in den besetzten Gebieten, die jeweils nach der Tötung deutscher Militärs durch die Résistance an Geiseln vollzogen wurden. Für Frey war dies zu viel. Er forderte seine sofortige Entlassung und schrieb: «In diesem Jubiläumsjahr 650 Jahre Eidgenossenschaft hat der Bundesrat Gottes Hilfe vielfach angerufen. Können wir auf diese Hilfe zählen, wenn wir Gottes Sache verleugnen? Wenn der Bundesrat auf diesem Weg weiterfährt und das christliche Gewissen tatsächlich zum Schweigen bringen will, werden die Schweizer Christen denken, diese Anrufung Gottes durch die Regierung komme einer eigentlichen Gotteslästerung gleich und sie hätten eher Gottes Gericht als dessen Hilfe zu erwarten.»[84]

Die Veröffentlichung von Freys Broschüre über den Rechtsstaat löste einen ernsthaften Konflikt zwischen den Behörden und den protestantischen Kirchen aus. Da von einem absoluten Gehorsam gegenüber der Staatsgewalt weder bei Calvin noch bei Zwingli die Rede sei,

---

[83] Hsg.: auf Erfahrung gründend

[84] Protokolle des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbunds.

nahm Frey für die Kirche das Recht in Anspruch, von den Behörden Rechenschaft in Bezug auf ihre Treue zum Evangelium fordern zu können. Gehorsam Menschen gegenüber dürfe weder zu Ungehorsam gegen Gott werden, noch zu Gewissenskonflikten führen. So habe es in einem Rechtsstaat zu sein. Und Frey stellte sodann fest, die Schweiz verhalte sich tatsächlich wie ein Rechtsstaat, denn das Evangelium von Jesus Christus dürfe ungehindert verkündigt werden, und wenn sie eine Armee besitze, so einzig, um «dem Bösen zu wehren, Unrecht und Unheil von unserem Lande fernzuhalten». Die politischen Parteien abschaffen, würde unweigerlich zur Diktatur führen. Schliesslich ermahnte Frey die Schweizer, den Sirenen der «europäischen Neuordnung» aus dem Nachbarland kein Gehör zu schenken. Wozu könnte in Europa die Herrschaft eines «Tausendjährigen Reiches» führen, das nicht auf Recht beruhe? Die fünf letzten Seiten der Broschüre lösten einen Streit mit der Abteilung «Presse und Funkspruch» aus, die dann auf Geheiss des Departements für Auswärtige Angelegenheiten (damals Politisches Departement) am 21. Mai 1941 deren Veröffentlichung verbot.

Frey hatte jedoch Vorsorge getroffen und seine Schrift an mehrere Persönlichkeiten, darunter auch an den Basler Regierungsrat Prof. Karl Ludwig, geschickt. Dieser dankte Frey dafür, Wahrheiten dargelegt zu haben, über die allzu oft geschwiegen werde; dabei handle es sich doch um Grundfragen, die nicht übergangen werden dürften.

Freys Verleger hatte es nicht zum ersten Mal mit «Presse und Funkspruch» zu tun. Um Karl Barths Schrift «Des Christen Wehr und Waffen» herausgeben zu können, musste er zwei Monate lang auf das amtliche Plazet warten. Obwohl Frey den Bundesrat nicht in Schwierigkeiten bringen wollte, war er nicht bereit, «alles, was von Bern kommt», hinzunehmen, eine Haltung, in der ihn der Vorstand des SEK voll unterstützte. Präsident Alfons Koechlin erklärte sich darüber beunruhigt, dass es nicht länger möglich sei, sich über Gegenwartsfragen wahrheitsgetreu und frei ans Schweizer Volk wenden zu können. Koechlin zufolge bezweckte Frey mit seiner Broschüre ja gerade, das Vertrauen der Schweizer in ihre Institutionen zu stärken.

Frey waren gewisse Meinungsverschiedenheiten zwischen Beauftragten bei «Presse und Funkspruch» und Beamten im Politischen Departement aufgefallen. Für eine friedliche Regelung bot sich da vielleicht noch Raum. Also erhob Frey Beschwerde gegen das Publikationsverbot. Den Behörden war eine Auseinandersetzung mit dem Schweizerischen Evangelischen Kirchenbund wegen der Reaktion der öffentlichen Meinung sehr unangenehm. So oblag es schliesslich dem allmächtigen Gebieter über «Presse und Funkspruch», Oberst Michel Plancherel, dem SEK zu antworten und ihm - durchaus höflich - mitzuteilen, dass das Verbot aufrechterhalten werden müsse. Von seinem Beschwerderecht Gebrauch machend, wandte sich Frey an das Territorialinspektorat: «Wahrheit verschweigen, heisst für einen reformierten Christen, Jesus Christus verleugnen.» Plancherel seinerseits gelangte daraufhin direkt an den Präsidenten der Rekurskommission, Bundesrichter Robert Guex, der das Verbot mit dem Argument bestätigte, es sei zwar niemandem verwehrt, mit einer «Neuordnung» Europas nicht einverstanden zu sein. Dies erlaube es jedoch noch nicht, dabei gewissermassen mit dem Finger auf einen bestimmten Staat zu zeigen[85].

Frey replizierte, es sei unannehmbar, dass derjenige, der wirtschaftliche Interessen zu verfechten habe, durch die Handhabung der schweizerischen Neutralität nicht behindert werde, wogegen derjenige, der geistig-sittliche Interessen verteidigen wolle, daran gehindert werde. Der Staat, so urteilte er, suche den Tätigkeitsbereich der Kirche willkürlich zu beschränken, was diese nicht zulassen könne, ohne ihr Bekenntnis zu verletzen. Zudem bekenne man sich an höchster Stelle in der Handhabung der Neutralität zu einer «Staatsraison», zu der die Kirche nur Nein sagen könne. Alle beteiligten kirchlichen Kreise wünschten jedoch nichts weiter als eine «aufrichtige Zusammenarbeit mit den Behörden». Diese - vor allem der Bundesrat - «sollten aber bereit sein, die Vertreter der Kirche anzuhören».

Nach diesem Geplänkel schrieb Plancherel persönlich an mindestens zwei Dutzend Schweizer Persönlichkeiten, die ihm ihre Meinung

---

[85] Bundesgerichtsurteil vom 3. September 1941 betreffend den Rekurs von Arthur Frey gegen das Verbot von «Der rechte Staat» (Evangelischer Verlag A.-G. Zollikon-Zürich, 1941).

mitgeteilt hatten, und versicherte, die Abteilung «Presse und Funkspruch» habe die erwähnten Schriften nicht leichten Herzens verboten. Vielmehr sei es deren Pflicht gewesen, «im Interesse der äusseren Sicherheit des Landes und der Wahrung der Neutralität einzugreifen».

Freys Broschüre wurde erst am 30. April 1945, d.h. nach Hitlers Selbstmord, zum Verkauf freigegeben. Sie hatte dann allerdings jegliche Aktualität eingebüsst.

Kirche - Staat: konfuses Verhältnis

Als die Schweiz im Juli 1940 nach der Niederlage Frankreichs ausserordentlich schwierige Stunden durchzumachen hatte, zitierte Pfarrer Walter Lüthi auf der ersten Seite des *«Kirchenboten»*, des Organs der Basler Kirche, Stellen aus den beiden ersten Kapiteln des Buches Habakuk, u.a. das Prophetenwort: «Wie lange muss ich um Hilfe rufen, Jahwe, und du hörst nicht, schreien zu dir ob der Gewalttat, und du hilfst nicht?» Für die völlig überrumpelten Zensoren bei «Presse und Funkspruch» war es ein Ding der Unmöglichkeit, die Heilige Schrift zu zensurieren, obwohl die Wahl der Zitate - so etwa: «Schuldig ist, wer seine Kraft zu seinem Gott gemacht hat» (Habakuk 1.11). - nur auf eine der Krieg führenden Parteien hinwies. Ehe fünf Basler Pfarrer den Zensoren darlegen konnten, dass Gott in der Bibel stets zu Menschen spreche, die sich in einer bestimmten Lage befinden, wurde die Zeitungsredaktion gebüsst. In seiner Wut titulierte Barth die Zensoren als «Kosaken».

Bei der zunehmenden Verschlechterung der Beziehungen zwischen Arthur Frey und der Zensurbehörde wurde der Vorsitzende der Zürcher Synode, Max Wolff, am 29. Oktober 1941 mit 117 zu 52 Stimmen in Minderheit versetzt, als er sich eine eindeutige Stellungnahme gegen die Übergriffe der Zensur erhofft hatte. In diesem Abstimmungsergebnis widerspiegelt sich deutlich die anhaltende Verunsicherung der Schweizer Bevölkerung durch die an den Landesgrenzen lauernde Gefahr.

Spät erst wurde sich der SEK der Gefahr eines Konflikts zwischen der Kirche und dem Bundesrat bewusst. Um die Wogen zu glätten

und nach einer gemeinsamen Haltung zu suchen, berief er die Redaktoren der religiösen Presse zu einer Konferenz ein.[86] Karl Barth entwickelte dabei drei Thesen: 1. Die Behörden seien nicht fähig, auf grundsätzliche Fragen einzugehen; 2. die Kirche könne sich nicht auf unpolitische Belange beschränken; 3. im Bundeshaus bestehe eine falsche Meinung von der Neutralität, wenn verlaute, die Systeme der anderen Staaten gingen die Schweiz nichts an. Für die Behauptung unserer Unabhängigkeit sei die Belehrung des Volkes über die Staatssysteme nötig. Zum Nationalsozialismus, insbesondere zum Antisemitismus, könne die Kirche nur Nein sagen.

Angefügt sei, dass Barth den Bundesrat um eine Audienz ersucht hatte, um ihm darzulegen, was er den Journalisten zu sagen habe. Sein Gesuch war abgelehnt worden.

In dieser immer gespannteren Lage unternahm es Präsident Koechlin, zur Wiederaufnahme des Dialogs bei den Bundesräten von Steiger, Kobelt und Wetter vorzusprechen. Die Haltung der Kirchen wurde auf meisterhafte Weise in einem Memorandum zusammengefasst, das Koechlin in Hinblick auf eine Zusammenkunft, die dann am 30. Dezember 1941 stattfand, ausgearbeitet hatte. «Der Dienst, den die Kirche leisten kann,» erklärte der SEK-Präsident, «besteht darin, Wahrheit und Lüge auseinander zu halten, und Gott allein zu loben. (...) Der Kirche muss es erlaubt sein, antichristliche Massnahmen wie Judenverfolgungen, Euthanasie, Geiselhinrichtungen und Druckversuche einer ausländischen Macht, die den Atheismus propagiert und die Freiheit der Kirchen in der Schweiz bedroht, zu verurteilen.» Es wurde beschlossen, sämtliche Protagonisten am «Konflikt» zu einer allgemeinen Aussprache einzuberufen.

Bei der Eröffnung der Zusammenkunft mit den Vertretern der Landesregierung[87] versicherte Professor Arthur Hornberger von der Universität Bern, es obliege «Presse und Funkspruch» zu beurteilen, ob diese oder jene Publikation geeignet sei, im Ausland Zweifel an der schweizerischen Neutralität heraufzubeschwören, und er ersuchte

---

[86] Erland HERKENRATH, *Die Freiheit des Wortes*, Juris Druck + Verlag, Zürich, 1972, S. 204.

[87] Das Treffen fand am 17. Februar 1942 im Beisein der Bundesräte von Steiger und Kobelt im Nationalratssaal statt.

die Journalisten, in ihren Artikeln die nötigen Grenzen zu respektieren. Von Steiger erklärte, der Bundesrat sei für Kritik empfänglich, denn er sei sich bewusst, dass seine Politik nur ein Notbehelf sei. Prof. Eduard Thurneysen von der Universität Basel betonte, angesichts des Antisemitismus könnten die Kirchen nicht schweigen und das Schweizer Volk brauche «festen Boden unter den Füssen». Zum Abschluss der Tagung versicherten die Vertreter der Landesregierung, sie seien bereit, das Gespräch mit der Kirche weiterzuführen. Offiziell war die Kontroverse damit beendet.

Gegen Kriegsende aber rüttelten die protestantischen Kirchen die öffentliche Meinung der Schweiz einhellig zu Gunsten der von Ausrottung bedrohten ungarischen Juden auf. Als die Zensurbehörden von einer Verletzung der Neutralität sprachen, erhielten sie kein Gehör. Sie hinderten keinen Pfarrer, in keiner Schweizer Kirche, für die Rettung der Tausenden von Juden zu beten, welche die SS nach Auschwitz zu deportieren trachtete. Von der hiesigen Öffentlichkeit unterstützt, gelang es dem Schweizer Vizekonsul in Budapest, Carl Lutz, und dem IKRK 60'000 Menschen vor einem sicheren Tod zu bewahren. Im Gegensatz zu gewissen Behauptungen ist Carl Lutz vom Bundesrat, der die Rettung von bloss dreihundert Juden in Aussicht genommen hatte, nicht desavouiert[88] worden. Nachdem er Budapest ein paar Tage vor Ankunft der russischen Truppen verlassen hatte, traf er am 5. Mai 1945 in Genf ein, drei Tage vor der Kapitulation des Reichs. Am 1. Oktober 1945 wurde Lutz vom Politischen Departement unter Anerkennung seiner Dienste zum Berufskonsul befördert. Nach Ernennung zum Generalkonsul in Bregenz im Jahr 1954 trat er 1961 in den Ruhestand. Die Bundesrepublik Deutschland verlieh ihm eine Auszeichnung und Yad Vashem[89] ehrte ihn als «Gerechten». 1948 hatte er von der (kommunistischen) ungarischen Regierung einen Dankesbrief erhalten, und 1991 wurde in Budapest zu seinem Andenken ein Denkmal errichtet. Am 3. April 1995 gedachte die jüdische Gemeinde der Schweiz in Bern seines hundertsten Geburtstags; an der Zeremonie nahm auch Bundesrat Flavio Cotti teil. - Nach

[88] Hsg.: öffentlich blossgestellt, in Abrede gestellt

[89] Hsg.: Staatlichen israelischen Behörde und "Gedenkstätte des Holocausts und des Heldenmuts"

Erscheinen der französischen Originalausgabe dieses Buches ist Carl Lutz in Israel postum[90] das Ehrenbürgerrecht (Commemorative Citizenship) verliehen worden.

[90] Hsg.: nach seinem Tod

Paul Vogt, der Flüchtlingspfarrer

Die Verhaftung und Einkerkerung von Martin Niemöller, Galionsfigur der Bekennenden Kirche in Deutschland und Begründer des Pfarrernotbundes, im Jahre 1937 lenkte die Aufmerksamkeit der Christen auf den Widerstand der Protestanten gegen die Nazis. Durch ihre Schergen liessen diese die Kirchenkollekten kontrollieren, wenn nicht verbieten, und einzig die dem «Kultusministerium» genehmen Professoren durften Unterricht erteilen. Verschiedene Pfarrer erhielten Redeverbot oder kamen ins Gefängnis. Im Prozess gegen Martin Niemöller verlas der Richter die Namensliste von Persönlichkeiten, die aus der Kirche ausgetreten waren, und beschuldigte den Pastor, die staatlichen Vorschriften über die Organisation der Kirche missachtet und in kirchlichen Angelegenheiten der Unordnung Vorschub geleistet zu haben. Niemöller, den Hitler zu seinem «persönlichen Gefangenen» erklärte, wurde ins Konzentrationslager von Sachsenhausen und später nach Dachau überführt. Er wurde zur Symbolfigur des Widerstands gegen die Nazis. Aus den USA und Grossbritannien brandete eine Welle des Protestes heran. Aus der Schweiz meldete insbesondere Paul Vogt, Pfarrer in Zürich-Seebach, seine Besorgnis über den Gesundheitszustand des Inhaftierten an und machte das Gericht telegraphisch auf die Persönlichkeit des Angeklagten aufmerksam, dessen Schicksal weite protestantische Kreise beunruhige. Karl Barth seinerseits unternahm alles, um Niemöllers Schriften zu verbreiten. SEK-Präsident Eugène Choisy jedoch verzichtete darauf, gegen den Niemöller-Prozess öffentlich zu protestieren. Er zog es vor, in einem Schreiben an die Gesandtschaft des «Reichs» in Bern die Solidarität der protestantischen Kirchen der Schweiz mit der Bekenntniskirche in Deutschland zu betonen. In diesem Brief qualifizierte er Niemöller als «wahren Diener des Evangeliums» und hob hervor, seine Verurteilung käme einer «Gefährdung der evangelischen Verkündigungsfreiheit» gleich. Möglicherweise ist Niemöller dank solcher Stellungnahmen aus dem Ausland mit dem Leben davongekommen.[91]

Dass Paul Vogt und Karl Barth echte Kampfgefährten wurden, ist

[91] Hermann Kocher, *Rationierte Menschlichkeit*, Chronos Verlag, Zürich 1996, S. 87.

diesem Vorfall zu verdanken. Ab Mai 1937 schilderte Vogt dem Basler Professor in regelmässigen Briefen den Leidensweg der deutschen Kirchenleute. Beide baten Kollegen in der Deutschschweiz um die Aufnahme vertriebener Pfarrersfamilien. Auch konnten dank ihnen Kinder aus solchen Familien zu einem Ferienaufenthalt in die Schweiz kommen. Die Helfer wussten freilich nicht, dass die nationalsozialistischen «Kirchenbehörden» die Eltern während der Abwesenheit der Kinder ins Gefängnis steckten und dass die Zensur ihre gesamte Korrespondenz öffnete. Den Vorstandsmitgliedern des «Schweizerischen Evangelischen Hilfswerkes für die Bekennende Kirche» verweigerten die Deutschen die Einreise. Unter dem Vorwand, zu einer Hochzeitsfeier eingeladen zu sein, gelang es Pfarrer Vogt und Professor Wilhelm Vischer dennoch, einmal nach Baden-Baden zu reisen! 1937 verschaffte das erwähnte Hilfswerk 97 Kindern und 23 Erwachsenen einen Aufenthalt in unserem Land. Für deutsche Pastoren wurden in Walzenhausen[92] Theologiekurse organisiert, und die Nazis konnten sie an einer Reise in die Schweiz nicht hindern.

Zusammen mit dem Vorstand der Familienhilfe für Bekenntnispfarrer verschickte Paul Vogt in der Adventszeit 1937 ein «Memorandum an die Pfarrer der reformierten Kirche der Schweiz». Der Inhalt bestand aus vier Punkten, die zusammengefasst lauteten:

1) In Deutschland geht es nicht um eine Auseinandersetzung zwischen Kirche und Staat, sondern um einen planmässigen, in einem totalitären Staat wurzelnden «Vernichtungskrieg gegen den inneren und äusseren Bestand der christlichen Kirche».

2) Eine entschiedene Schar deutscher Christen hat dies erkannt und in dieser Lage neu Zugang zum Evangelium und zum kirchlichen Leben gefunden.

3) Weder Landesgrenzen noch das Postulat der kirchlichen Neutralität können verhindern, dass sich die in Deutschland aufgeworfenen Fragen auch den Christen in der Schweiz stellen.

4) Über praktische Hilfe hinaus sollen die Schweizer Kirchen vor allem zur Fürbitte für die deutschen Kirchen aufgerufen werden.

---

[92] Während Paul Vogts Amtszeit als Pfarrer erbaute die Pfarrei von Walzenhausen für die Appenzellische Landeskirche ein Erholungs- und Bildungsheim, in dem viele Flüchtlinge aufgenommen und nach Kriegsende Versöhnungstreffen veranstaltet wurden.

Dem Memorandum war ein Antwortcoupon beigefügt, mit dem die Pfarrer ihre Zustimmung mitteilen konnten. Innerhalb von drei Monaten erhielt Paul Vogt von Geistlichen 705 positive Antworten, davon 173 aus der Westschweiz. Dadurch kam ein Prozess der Bewusstseinsbildung über die Gefahren in Gang, welche die reformierten Kirchen der Schweiz bedrohten.

Um diesen Gefahren entgegentreten zu können, musste eine Organisation aufgebaut werden, und Paul Vogt wurde zum Präsidenten des leitenden Ausschusses des «Schweizerischen Evangelischen Hilfswerkes für die Bekennende Kirche in Deutschland» ernannt. Im Dezember 1938 fand alsdann die erste Wipkinger-Tagung statt[93]. Karl Barth sprach zum Thema: «Die Kirche und die politische Frage heute». Paul Vogts Urteil über diese Versammlung von 500 Geistlichen lautete folgendermassen: «Sie hat etwas entzündet und wie ein Fanal[94] gewirkt.» Nachdem er die Tagung mit einem Gebet eröffnet hatte, stimmte Vogt das berühmte Zwingli-Lied an: «Herr, nun selbst den Wagen halt». Zum Abschluss seiner Ansprache qualifizierte er den Antisemitismus als «Sünde wider den Heiligen Geist». In einer Petition forderten die Tagungsteilnehmer Bundesrat Johannes Baumann abschliessend auf, etwa hundert von den Nazis verfolgten, der Bekenntniskirche angehörenden Judenchristen die Aufnahme in der Schweiz zu gestatten. Baumann aber fand die Eingabe keiner Antwort würdig.

Nach der allgemeinen Mobilmachung der Schweizer Armee (1. September 1939) lud Pfarrer Vogt erneut zu einer Tagung nach Wipkingen ein. Der Basler Professor Eduard Thurneysen referierte über die kollektive Verantwortung der Schweizer Kirchen. In Vogts Erinnerung blieb die Veranstaltung «ein eindrückliches Ereignis kirchlicher Gemeinschaft». Leider blieb man jedoch nicht lange ein Herz und eine Seele. 1940 kam es zu einer theologischen Auseinandersetzung zwischen Karl Barth und dem Zürcher Professor Emil Brunner, den Vogt gebeten hatte, dem Vorstand des «Hilfswerkes für die Bekennende Kirche» beizutreten. Nach Brunners Auffassung war Barth

[93] Vgl. das Kapitel über Arthur Frey und die Gesinnungsneutralität.

[94] Hsg.: Ein weithin erkennbares Zeichen, das den Aufbruch zu etwas Neuem ankündigt.

allzu sehr geneigt, die «Theologische Erklärung» von Barmen durchzusetzen. Die Kontroverse entschärfte sich erst mit dem alle kirchlichen Kräfte beanspruchenden Widerstand gegen die von den Bundesbehörden im September 1942 angeordnete Grenzschliessung.

Anlässlich der Enthüllung des Bullinger-Denkmals an der Fassade des Grossmünsters in Zürich am Reformationssonntag 1941 erinnerte Paul Vogt daran, dass das Zürich von Zwinglis Nachfolger Bullinger im Jahre 1555 die reformierten Glaubensflüchtlinge aus Locarno und später noch Hunderte von Hugenotten aufgenommen habe. «Sollte dieses Beispiel», so mahnte er, «nicht auch heute für die Juden gelten?»

Der 24. August 1942 stand im Zeichen einer vierstündigen, dramatischen Konfrontation zwischen dem Chef der Eidgenössischen Fremdenpolizei, Heinrich Rothmund, und dem vom Zürcher Regierungsrat Robert Briner präsidierten Vorstand der Schweizerischen Zentralstelle für Flüchtlingshilfe. Dessen Standhaftigkeit und Entschlossenheit brachten Rothmund schliesslich dazu, die drakonischen Anordnungen vom 13. August über die Rückweisung von Emigranten an der Grenze etwas zu lockern. Einige Tage zuvor hatte Briner Pfarrer Vogt gefragt, wie viele Flüchtlinge die Kirchen in der Schweiz unterbringen könnten. Allein seinem Gewissen und seiner Überzeugung folgend, nannte Vogt ohne zu zögern die Zahl von 300 Personen. Bei veranschlagten Unterhaltskosten von monatlich etwa 120 Franken pro Kopf ergab dies die für jene Zeit recht beträchtliche Summe von 432'000 Franken im Jahr. Vogts Antwort beruhte auf der Gewissheit, dass «der Gott der Waisen, der Witwen und der Fremdlinge» für das Notwendige sorgen werde. Sie gab den Anstoss zur Gründung eines Flüchtlingspastorats, zu dessen Übernahme Paul Vogt geradezu prädestiniert war.

Nun mussten Lösungen für die Verwirklichung dieser von den Schweizer Protestanten eingegangenen Verpflichtung gefunden werden. Es galt, ein Haus zu mieten, gute Geister als Helfer zu gewinnen und nicht zuletzt die erforderlichen finanziellen Mittel aufzutreiben. Hierfür war die Aktion «Flüchtlingsbatzen» ein geradezu genialer Gedanke. Dem an alle protestantischen Kirchen der Schweiz gerichteten

Aufruf folgend, stellten sich Hunderte von Freiwilligen, insbesondere aus den Kreisen der «Jungen Kirche» sowie Frauen ohne Familienverpflichtungen, für die Durchführung von Kollekten zur Verfügung. Innerhalb und ausserhalb der Pfarreien mussten Leute für Spenden von monatlich 10 bis 50 Rappen zu Gunsten der Flüchtlingshilfe gefunden werden. Die erhaltenen Beträge vermerkten die Helfer auf Feldern einer Karteikarte - und kamen im folgenden Monat wieder. So trugen die freiwilligen «Kassierer» im Jahre 1943 die Rekordsumme von 158'000 Franken zusammen. An die Spender verschickten Paul Vogt und seine Freunde ein vierseitiges Mitteilungsblatt, das nach Zwinglis Devise den Titel trug: «Nicht fürchten ist der Harnisch[95]». Darin berichteten sie über die Tätigkeit der Flüchtlingshilfe in der Schweiz und im Ausland. Die Judenfrage, die für Vogt in Wirklichkeit eine Christenfrage war, wurde nicht übergangen. Die Redaktion unterstrich insbesondere, dass es vor Gott kein Vergessen für die Gräueltaten der Gegenwart gebe und dass Christus an der Seite der erniedrigten jüdischen Frauen und Kinder stehe. Aber, so fragte Vogt immer wieder, wie viele der - im Alltag von Sorgen, Düsternissen, Verantwortlichkeiten und Kriegsängsten belasteten - Schweizer vermochten in den Gesichtern der Mitmenschen, die, ob legal oder illegal, hinter den Grenzen eines verschonten Landes Zuflucht suchten, das erlittene Leid zu erkennen? Und wie viele seien sich des Ausmasses des Grauens bewusst und wären zur Aufnahme von Verfolgten bereit?[96]

Neben dem Empfang und Unterhalt von Emigranten war es Pfarrer Vogt und seinem Mitarbeiterstab wichtig, sich der Internierten (fast hätte ich geschrieben: Eingesperrten) in den von der Eidgenossenschaft eiligst errichteten Lagern seelsorgerisch und materiell anzunehmen. Denn meist waren die Lagerleiter unerfahrene Personen oder Militärs, die sich in einer Rekrutenschule wähnten. Die Flüchtlinge hatten keinen Ausgang, und die Sperrstunden in den Lagern mussten strikte eingehalten werden. Immerhin gab eine den Polizeibehörden abgerungene Vereinbarung männlichen Internierten Gelegenheit zur Feldarbeit - jedoch ohne Anspruch auf Entlöhnung.

---

[95] Hsg.: Ritterrüstung

[96] Auszug aus einem Artikel von Prof. Alfred Berchtold in *«Cahiers protestants»*, Oktober 1984.

Familienzusammenkünfte wurden bewilligt, ebenso wie die Teilnahme an Umschulungs- oder Ausbildungskursen. Bei Kriegsende hob Paul Vogt rückblickend denn auch hervor, die zusammen mit ehemaligen Flüchtlingen verrichtete Arbeit habe Hunderte vor dem Versinken in Hoffnungslosigkeit, Entmutigung und Zweifel bewahrt.

Vogt und seine Hilfsorganisation übernahmen auch die schwierige Aufgabe, jüdische Familien aus den militärisch bewachten Lagern herauszuholen und in Schweizer Familien oder kirchlichen Heimen unterzubringen. Viele Schweizer erklärten sich zwar bereit, ein Kind aufzunehmen, «aber ja kein jüdisches»; welch ein Widerspruch zu den Protesten gegen die Grenzschliessung im September 1942! In der Bevölkerung kam also Antisemitismus vor, auch bei den Protestanten. Dank Vogts Einsatz fanden immerhin 1'687 Emigranten in Schweizer Familien Aufnahme, wovon sich 1'061 als Juden, 610 als Protestanten und 13 als Katholiken bezeichneten.

Paul Vogts Jugend war schwierig und durch Krankheit gekennzeichnet. Wegen eines körperlichen Gebrechens konnte sein Wunsch, Lehrer zu werden, nicht in Erfüllung gehen. So entschied er sich für den Pfarrberuf. Die harten Zeiten, die er selber durchgemacht hatte, entwickelten in ihm das Einfühlungsvermögen für die Leiden seiner Mitmenschen. Die Betreuung von Arbeitslosen, Trinkern und der ersten Emigranten aus Deutschland gehörten im appenzellischen Walzenhausen zum Arbeitsbereich seiner zweiten Pfarrstelle. 1936 folgte seine Berufung als Pfarrer ins Arbeiterquartier Zürich-Seebach, wohin ihm Flüchtlinge folgten. Im Jahr darauf wurde das «Schweizerische Evangelische Hilfswerk für die Bekennende Kirche in Deutschland» gegründet. Nach den Schrecken der «Kristallnacht», sagte Vogt später, seien ungeachtet dieser Flammen alle weiter ihres Weges gegangen, genauso wie die Priester und Leviten im biblischen Gleichnis.

Nach seinem lebenslangen, mit allen Kräften geführten Kampf gegen den Antisemitismus widmete Pfarrer Vogt seine letzten Lebensjahre dem Aufbau der «Christlich-jüdischen Arbeitsgemeinschaft» in der Schweiz. Des Versagens der Kirchen bei Hitlers Machtübernahme im Jahr 1933 war er sich nur allzu sehr bewusst. Der Handlungsbedarf habe damals - davon war er überzeugt - bei den Christen gelegen. So

wurde Vogt Mitbegründer der Vereinigung der «Freunde des Schweizer Kinderdorfes Kiriath Yearim» in Israel. Sein Name wurde ins Goldene Buch des Jüdischen Nationalfonds eingetragen. Das permanente, drängende Gefühl der Gehorsamspflicht gegenüber Jesus Christus veranlasste Vogt, allenthalben Hilfswerke zu fördern. Zu den «Nächsten», die seinen Weg kreuzten, gehörten nicht zuletzt die Unglücklichsten unter den Unglücklichen. Er nahm sich ihrer an, «nicht weil *wir* wollen, sondern weil *Gott* es will».

Jean de Saussure… und Andere

Zu den meistbeachteten Predigern der Kriegszeit zählt zweifelsohne Jean de Saussure, Kanzelprediger an der Kathedrale St-Pierre in Genf. Um den Erwartungen der durch die ideologischen Auseinandersetzungen zwischen den beiden Weltkriegen desorientierten jungen Theologen entgegenzukommen, wollte de Saussure dadurch zu den Wurzeln des Protestantismus zurückfinden, «dass wieder ein klares Wort über Gott, den Menschen, Jesus-Christus und das christliche Leben gesprochen werde». Eine Reihe von Vorträgen, die in Genf, Lausanne und Neuenburg grosse Beachtung gefunden hatten, wurde 1931 unter dem Titel *«A l'école de Calvin»* herausgegeben. Das Echo war beträchtlich, und mit Eifer engagierte sich eine ganze Generation junger Pastoren in der Bekräftigung der «Wort-Gottes»-Theologie. Zehn Jahre nach Karl Barth entdeckten auch die französischsprachigen Protestanten den Primat der Offenbarung über jegliche Ideologie. «Wenn de Saussure Reue predigt, geht dies seiner Meinung nach alle Schweizer an. Er zählt auf den Verantwortungssinn der Magistraten, die er im Allgemeinen für Christen hält, und nimmt bei seiner Kritik am moralischen Zerfall des Landes, dem gegenüber Gottes Geduld Grenzen haben könnte, kein Blatt vor den Mund.[97]»

In Erinnerung an Genfs Beitritt zur Eidgenossenschaft hätte de Saussure am 4. Juni 1939 einen vom Radio zu übertragenden Gottesdienst halten sollen. Schon ab April hatte Studio Genf den Pastor aufgefordert, ihm «auf Grund eines Entscheids der Bundesbehörden, die keine politischen Anspielungen am Radio dulden wollten», den Text seiner Predigt vorzulegen. Die Kirchenverantwortlichen lehnten dies ab, und de Saussure selber verweigerte die Übertragung des Gottesdienstes. Auf der Kanzel verlas er dann folgende Erklärung: «Es liegt mir daran, Euch, meinen Brüdern (...), mitzuteilen, dass das Schweizer Radio künftig unsere für die Übertragung vorgesehenen Predigten der Vorzensur unterziehen möchte und so Gottes Wort an die Beurteilung durch einen anonymen, vielleicht nichtprotestantischen oder

[97] Alle Zitate in diesem Teil des Kapitels über Jean de Saussure stammen von Olivier FATIO, «Les sermons de guerre du pasteur De Saussure», in: *Guerre et Paix. Mélanges offerts à Jean-Claude Favez*, Georg, Genf, 2000.

gar ungläubigen Funktionär zu ketten gedenkt. (...) Angesichts dieser Einführung der Diktatur am Schweizer Radio, und wenn Ihr Euch der Bedeutung dieses Kampfes, der christlichen Solidarität und Eurer Verantwortung gegenüber der Kirche einigermassen bewusst seid, werden die Radiohörer unter Euch der Studiodirektion schreiben und das freie Wort der Predigt verlangen.» Anschliessend forderte der Pfarrer die Gläubigen auf, ihr Abonnement bei Radio Genf mit der Bemerkung zu kündigen: «Gottes Sache wird obsiegen.» Unter dem Titel: «La vraie défense spirituelle de la Suisse» veröffentlichte *«La Vie Protestante»* in der folgenden Woche dann die Predigt im Wortlaut.

Im Mai 1941 kam es zu einer neuen Auseinandersetzung mit der Zensur. In einer Predigt hatte de Saussure «sämtliche zur Aufrechterhaltung unserer Unabhängigkeit gebrachten Opfer» begrüsst. «(...) Die Kirche kann dieser Entschlossenheit, um jeden Preis zu verteidigen, was Gott uns anvertraut hat, nur ihren Segen erteilen. (...) Ein Volk aber ist nicht in der Lage, sich mit der Waffe in der Hand zu verteidigen, wenn es geistig zerfällt; Vergiftung hat ebenso viel Wirkung wie Vernichtung durch Gewalt». De Saussure erinnerte daran, dass «der Ewige Richter über alles Leben ist und die Bösen dem Schwert überliefert». Daraufhin entwickelte er die These, dass sogar «Eroberer, Tyrannen, ja das Apokalyptische Tier Vollstrecker von Gottes Urteilen» seien und unterstrich, dass «in Gottes Urteil das Kreuz Christi gesehen werden muss, das für jedermann Verurteilung und Freisprechung, Tod und Wiederauferstehung ist».

Hauptmann Savary, Zensurbeauftragter bei der Abteilung «Presse und Funkspruch» des Territorialkreises 1 in Lausanne, hielt die Andeutung für inakzeptabel, der Chef eines Nachbarlandes könne mit einem Vollstrecker von Gottesurteilen oder gar mit dem Apokalyptischen Tier verglichen werden, und reagierte heftig. Die Predigt wurde trotzdem in der in fünfhundert Exemplaren herausgegebenen Zeitschrift *«Parole de vie»* veröffentlicht, für die Pfarrer Jacques Courvoisier-Patry verantwortlich zeichnete. Savary hatte das Nachsehen.

Grössere Scherereien erwarteten de Saussure nach seiner Predigt vom 16. November 1941, in der er «die wirtschaftlichen Sklavendienste» der Schweizer Fabriken angeprangert hatte, «die alle ihre,

bis aufs Äusserste strapazierten Ressourcen einem Einzigen unter den Kriegsführenden zur Verfügung stellen». Ebenso kritisierte er das von den Behörden verfügte Stillehalten und die Unwissenheit, «in die wir in Bezug auf unsere tatsächliche Lage versetzt werden, denn Ahnungslosigkeit bringt unsere Widerstandskraft in Gefahr». Als wäre er nicht deutlich genug gewesen, geisselte de Saussure die Bedrohung durch die Nazis und das perverse Wesen des Nationalsozialismus ausdrücklich. Er wurde verzeigt und erhielt den Besuch eines eidgenössischen Inspektors, Charles Knecht, des späteren Direktors der Genfer Sicherheitspolizei, der ihn über seine Absichten befragte. In der Familie heisst es, Knecht habe de Saussure privatim vor einer allzu offenen Sprache gewarnt, denn eine solche könnte ihm bei einer Invasion der Schweiz durch die Nazis Ungemach bereiten. Nach der Unterredung habe Knecht beim Einsteigen in seinen Wagen jedoch so etwas gemurmelt wie: «Bravo, ich stimme Ihnen zu. Fahren Sie so weiter, Herr Pfarrer!»

Der Kraft des Wortes, wie sie de Saussure an den Tag legte, muss die Tatkraft vieler Schweizer an die Seite gestellt werden. Gedacht sei hier namentlich einiger «anonymer Helden», deren Zahl allerdings nie genau ermittelt wurde, zum Beispiel des reformierten Pfarrers von Chancy, eines Ortes im äussersten Westen des Kantons Genf. Ihm war es 1944 zu verdanken, dass die Grenzbarriere oben blieb, als die Deutschen die Dörfer am Fuss des Mont-de-Sion in der französischen Nachbarschaft niedergebrannt hatten und ihre Flugwaffe noch weiteres Unheil anzurichten drohte. Mit wenigen Habseligkeiten flohen die Bewohner in die Schweiz; mehrere Hundert Personen konnten auf Genfer Landpfarreien verteilt werden.

Hervorgehoben sei auch der Mut eines Waadtländer Schneiders, der die Kirchgemeinde von Ouchy zur Aufnahme von Juden bewegen konnte, denen von Evian her die Flucht in Ruderbooten gelungen war und dies trotz der Überwachung des Genfersees durch schnelle, mit mächtigen Scheinwerfern ausgestatteten Schiffen.[98] Gemeinsam holten ferner der katholische Pfarrer von Chêne-Bourg bei Genf und einer seiner reformierten Kollegen jüdische Flüchtlinge in Hochsavoyen

[98] Hsg.: Zum besseren Verständnis wurde der Satz korrigiert und angepasst.

ab und brachten sie, im Lastwagen eines Bauern unter Gemüse versteckt, über die Grenze in Sicherheit. Weitere Beispiele: französische Studenten an der Theologischen Fakultät der Universität Genf bildeten eine solide Zelle der Résistance. Oder: Ein 12-jähriger Schweizer Knabe holte Juden am Bahnhof von Chamonix ab und brachte sie ins Chalet seiner Mutter, bevor protestantische Fluchthelfer sie heimlich über die Berge in die Schweiz führten. Auch seien die zahlreichen Schweizer Wehrmänner nicht vergessen, die, auf einem Alpenpass Wache stehend, den Kopf abwendeten, wenn sich ihnen jüdische Flüchtlinge näherten. Diese wenigen Beispiele vermitteln indessen nur ein sehr unvollständiges Bild des damaligen Einsatzes von Schweizerinnen und Schweizern für die Verfolgten.

Der Genfer Staatsrat drückte seine Anerkennung folgendermassen aus[99]: «Grosse Persönlichkeiten, wie Paul und Regine de Saugy oder Odette Micheli, spielten für die Résistance eine wichtige Rolle oder sorgten für die Aufnahme Hunderter von Kindern in Genf. Aber auch einfache, zumeist völlig unbekannte Bürger ignorierten die restriktive Politik des Bundes vollständig und setzten vielmehr ihre berufliche Laufbahn und ihre Freiheit aufs Spiel, damit Flüchtlinge in unser Land gelangen und hier Sicherheit finden konnten.»

In der Ajoie

Unvergessen sind im Jura Mut und Einsatz des von den katholischen Bürgern der Ajoie für fünf Legislaturperioden gewählten protestantischen Präfekten Victor Henry. Tolerant und verantwortungsbewusst hatte er sich geweigert, die Vorschriften der Abteilung für Polizeiwesen über die Rückweisungen lückenlos zu befolgen. Eines Tages vernahm er, dass sich in einem Auffanglager der Armee Frau Joliot-Curie befand. Unverzüglich begab er sich dorthin und brachte die prominente Persönlichkeit als seinen Gast in die ehemalige Präfektur von Ligerz. Henry arbeitete mit einem Team zusammen, dem namentlich Frau Albert Burrus, Dekan Membrez, Vorsteher der Römisch-Katholischen Kirchgemeinde der Ajoie, und Ernest Juillerat, Redaktor der

[99] Auszug aus der Erklärung des Genfer Staatsrats über die Flüchtlingspolitik während des Zweiten Weltkriegs vom 7. Februar 2000.

Zeitung «Le Jura», angehörten. Zusammen mit anderen Persönlichkeiten aus der dortigen Gegend gründeten sie 1939 das *«Comité jurassien de secours aux victimes de la guerre»*. Dieses sorgte dafür, dass die Flüchtlinge - französische Zivilisten, belgische und polnische Militärangehörige - in der Schweiz auf bestmögliche Weise untergebracht wurden, als die Ajoie von der deutschen Wehrmacht eng umschlossen war und sich die Schweizer Soldaten in diesem Landesteil dicht zusammendrängten. Das benachbarte französische Pays de Montbéliard litt schwer unter der deutschen Besetzung. Unter dem Impuls des *«Comité»* sorgten die Jurassier für seine Versorgung mit Brot, Kartoffeln und Arzneimitteln. Als Oberstleutnant war Victor Henry einer der Verantwortlichen für die Unterbringung der 1940 in der Schweiz internierten ausländischen Truppen. Zusammen mit Dekan Membrez half er zahlreiche Menschenleben retten und nahm sich später, während der schweren Befreiungskämpfe, der Aufnahme Tausender von Kindern aus dem Territoire de Belfort an. Die Franzosen wollten ihm den Orden der Ehrenlegion verleihen; allein, er musste ihn seiner amtlichen Funktionen wegen ablehnen.

Dekan Membrez seinerseits wurde in die Vereinigungen «Compagnons de l'Ordre des Chevaliers de la Croix de Lorraine» und «Compagnons de la Résistance» aufgenommen. Ihrem letzten Willen gemäss ruhen die beiden Männer nebeneinander im Friedhof von Pruntrut.

Roland de Pury, der Glaubensstreiter

Der erste Auftritt der französischen Widerstandsbewegung nach dem Waffenstillstand fand nicht im Maquis statt, sondern in einem Gotteshaus. Ein Schweizer Pastor, Roland de Pury, hielt am 14. Juli 1940 in der reformierten Kirche an der Rue Lanterne im Lyoner Terreaux-Quartier eine epochemachende Predigt. Deren Kernsätze lauteten: *«Besser wäre ein totes Frankreich als ein bestochenes, ein geschlagenes besser als ein diebisches. Ein totes Frankreich könnte man beweinen, ein Frankreich aber, das die von Unterdrückten in es gesetzte Hoffnung verriete, ein Frankreich aber, das seine Seele verkaufen würde und seine Sendung preisgäbe, ein solches Frankreich beraubte uns selbst noch unserer Tränen. Es wäre nicht mehr Frankreich...»*[100]

Bevor er im Dezember 1938 Pfarrer in Lyon wurde, hatte sich de Pury dank seiner leuchtenden und willensstarken Persönlichkeit während vier Jahren mit Leib und Seele in der Vendée seinem Amt gewidmet[101]. In Lyon - für ihn die tristeste Stadt Frankreichs - hatte er sich völlig in die intellektuellen Kreise integriert, dank denen die einstige Gallier-Siedlung zum Zentrum der Résistance werden sollte. Bereits trafen hier die ersten, vor der deutschen Bedrohung fliehenden Elsässer ein. Der Schweizer Pfarrer machte sich keinerlei Illusionen über die Absichten des Dritten Reichs. Als Hitlers Kultusminister, Hans Kerrl, behauptete, zwischen dem Nazistaat und der Religion gebe es keine Widersprüche, erklärte de Pury, «nur wer Augen und Ohren verschliesst, hat nach wie vor keine Ahnung von der Krise der deutschen Kirche und der nationalsozialistischen Revolution».

Sonntag für Sonntag predigte de Pury mutig und entschlossen den Kampf des Glaubens. Für ihn galt es in erster Linie, eine geistige Schlacht auszutragen. «Dieser Kampf wird nie ein Ende nehmen. Nie werden wir diesen Höhepunkt des Widerstehens erreichen wie unser Herr am Kreuz. Das Blut, das er vergossen hat, das Blut, das uns dargeboten ist, ist das Zeichen dieses Widerstehens, welches das unsrige bei weitem übertrifft, aber dessen wir ständig eingedenk sein müssen, ansonst wir den Mut zu verlieren drohen und Gefahr laufen, mit

---

[100] Eine übersetzte, leicht gekürzte Fassung der Predigt von Roland de Pury findet sich im Anhang.

[101] Vgl. hiezu *«Lettres de Moncoutant»* von Roland DE PURY, Labor et Fides, Genf, 2001 .

dem Fürsten dieser Welt einen Waffenstillstand einzugehen.»

Unter den Kirchgängern befanden sich regelmässig zwei engagierte Anhänger der Widerstandsbewegung: Berty Albrecht und Henri Frenay, Gründer der Zeitung *«Combat»*. Für Berty Albrecht, im Mai 1943 von der Gestapo verhaftet, war die rigorose Ablehnung des Nationalsozialismus durch Karl Barth und anschliessend durch de Pury von grösser Bedeutung für die Rekrutierung von Résistants. Und Frenay, einer der bedeutendsten Anführer der Résistance, erinnert sich: «Oft gingen Berty und ich in die Kirche an der Rue Lanterne, um de Purys Predigten zu lauschen. Welch eine Freude war es doch, von diesem Mann vor einer grossen Versammlung hoch und laut, und in kaum anderen Worten, das zu vernehmen, was wir selber in unseren, unter der Hand verteilten Flugblättern schrieben.»[102]

Frenay sah sich nach einem christlichen Autor um, der in seiner (geheimen) Publikation «Vérités» darlegen würde, dass der Sieg der Nazi-Ideologie für das Christentum den Anfang vom Ende bedeuten würde. Schliesslich stellte sich der Jesuiten-Pater Chaillet für die Übernahme dieser Aufgabe zur Verfügung. Man weiss nicht, wie sich die beiden begegnet sind, doch waren de Pury und Chaillet wie für einander geschaffen. Sie gründeten zusammen die (ebenfalls im Untergrund herausgegebene) Schrift *«Les cahiers du témoignage chrétien»*, aus der jegliche Einflussnahme politischer auf geistige Interessen ferngehalten werden sollte. Die erste Nummer, vom November 1941, war dem Thema «Frankreich, achte auf deine Seele!» gewidmet. An jeder Kirchgemeindeversammlung wurden den Gläubigen Exemplare der «Cahiers» zur Weiterverbreitung in die Hand gedrückt; bisweilen stieg de Pury selber aufs Fahrrad, um Briefträger zu spielen. An Chaillet leitete er sämtliche Informationen weiter, die ihm vom Ökumenischen Rat der Kirchen in Genf und von den in den deutschen Kirchen entstandenen Widerstandsbewegungen zugingen: Ein internationales Netz war geknüpft worden.

Die Anwendung der judenfeindlichen Gesetze durch die Vichy-Regierung veranlasste die französischen Protestanten zu sofortigem

---

[102] Henri FRENAY, *«La nuit finirá. Mémoires de Résistance. 1940-1945»*, Robert Laffont, Paris, 1973, S. 88.

Handeln. Im Terreaux-Quartier wurden den Verfolgten Pfarrhaus und Kirche geöffnet. Bald versteckten in Lyon und Umgebung sämtliche Pfarreien jüdische Flüchtlinge. In den Jahren 1941-1942 entstand die Vereinigung *«Amitiés chrétiennes»*; Ehrenpräsidenten wurden Pastor Bœgner und Kardinal Gerlier. Mit einer solchen Bürgschaft konnte die karitative Bewegung allmählich auch Untergrundtätigkeiten übernehmen: Ausgabe falscher Papiere, Beschaffung provisorischer Unterkünfte, Organisierung von Weiterreisen für Flüchtlinge. Als die Schweiz ihre Grenzen schloss, erlangte die Vereinigung während der Razzien im August 1942 besondere Bedeutung. In Vénissieux hatte das Vichy-Regime eine leerstehende Fabrik beschlagnahmt, um dort Juden zusammenzutreiben. Mit einer äusserst kühnen Aktion gelang es den *«Amitiés chrétiennes»*, alle Personen unter 16 Jahren aus diesem Gefängnis herauszuholen. Mit Hilfe der Widerstandsbewegung wurde die Stromversorgung des betreffenden Quartiers und des Bahnhofs lahmgelegt. Während zwei Stunden konnten so Madeleine Barot und ihre Kollegen von der CIMADE im Licht von Taschenlampen alle im Fabrikgebäude internierten Familien befragen, wobei sie den Eltern versprachen, dass die in Sicherheit gebrachten Kinder im jüdischen Glauben erzogen würden. 84 Personen konnten so vor der Deportation gerettet werden.

Um die theologische Zweckbestimmung ihrer Tätigkeit zu überdenken, trafen sich auf Visser't Hoofts Veranlassung im September 1941 in der Gemeinde Pomeyrol bei Tarascon sechzehn Persönlichkeiten des französischen Protestantismus, die Tag für Tag die dramatischsten Vorkommnisse miterleben mussten. Unter ihnen befanden sich selbstverständlich de Pury und Madeleine Barot. Die Tagesordnung war ebenso einfach wie tiefgründig: «Gemeinsam suchen, was die Kirche der Welt heute zu sagen hat.» Die Frucht ihrer Überlegungen waren die «Acht Thesen von Pomeyrol»[103]. Die siebte, die vom Antisemitismus handelt, lautet: «Auf Grund der Bibel anerkennt die Kirche in Israel das Volk, das Gott auserwählt hat, um der Welt einen Erlöser zu geben, der unter den Nationen ein ständiges Zeugnis vom

[103] Zusammen mit anderen Glaubensbekenntnissen aus jener Zeit nachzulesen in: Henry MOTTU ed., «*Confessions de foi réformées contemporaines*», Labor et Fides, Genf, 2000.

Geheimnis seiner Treue ablegt. Auch wenn die Kirche anerkennt, dass der Staat einem Problem gegenübersteht, für das er eine Lösung finden muss, protestiert sie dennoch feierlich gegen jede Aussperrung der Juden aus den menschlichen Gemeinschaften.»

Verhaftung

Als er am 30. Mai 1943 anlässlich eines Konfirmationsgottesdienstes im Ornat auf die Kanzel stieg, kamen zwei Gestapo-Männer in die Kirche und forderten Roland de Pury auf, sie unverzüglich hinauszubegleiten. Der Pfarrer protestierte. Der Gestapo-Offizier «mit dem Bakelit-Gesicht», wie ihn de Pury später beschrieb, antwortete, es werde nicht lange dauern, höchstens zehn Minuten. Unter den verblüfften Augen der Gläubigen musste aber ihr Hirte in einen Wagen steigen. Nach kurzer Fahrt wurde er im Fort Montluc eingekerkert. Trotz der Interventionen von Pastor Bœgner bei der Regierung, des Schweizer Konsuls in Lyon sowie von Kardinal Gerlier beim Präfekten blieb er dort fünf Monate lang eingesperrt, denn die Gestapo war überzeugt, einen Anführer der Widerstandsbewegung gefasst zu haben. Bei der zwei Tage vor ihm in Mâcon festgenommenen Berty Albrecht hatte die Gestapo nämlich eine - zwar bedeutungslose - Notiz de Purys an den Ortspfarrer gefunden, die dennoch als Vorwand für seine Verhaftung ausreichte.

Im Gefängnis schrieb Roland de Pury ein Tagebuch[104], eine der ergreifendsten Publikationen aus jener Zeit. Auf das Papier von Geschenkpaketen kritzelte er seinen Text mit einem Bleistiftstummel, den ihm ein französischer Wärter zugesteckt hatte. Da der Besitz eines Bleistifts die sofortige Hinrichtung durch die Gestapo zur Folge haben konnte, musste sich de Pury in einem Winkel seiner Zelle versteckt halten, um den Augen der Aufseher zu entgehen. Während seiner monatelangen Gefangenschaft verfasste er neben dem Tagebuch auch einen Kommentar zum ersten Petrusbrief. Er litt jedoch unter dem erbarmungslosen, kein Ende nehmenden Alleinsein. Zu seiner

[104] Roland DE PURY, *Journal de Cellule*, Erstausgabe 1944 bei der Guilde du Livre, Lausanne. Das Gesamtwerk kam vier Monate später in Frankreich bei «Je sers» heraus. Dritte, durch Auszüge aus Predigten und Artikeln vervollständigte Ausgabe unter dem Titel *Evangile et droits de l'bomme* bei Labor et Fides, Genf, 1981.

moralischen Unterstützung trugen von Zeit zu Zeit Mitglieder der von seinem Nachfolger, Pfarrer André de Robert, gegründeten «Chorale Goudimel» unter seinem Zellenfenster Psalmen vor. In diesem Kirchenchor wirkten etwa hundert Personen mit, darunter auch der Schweizer Konsul in Lyon, der im Krieg ebenfalls vielen Juden das Leben rettete. Die wöchentlichen Gesangsproben wurden von den Protestanten, die auf eine Art oder die andere in der Résistance mitwirkten, natürlich zu einem umfangreichen Informationsaustausch genutzt.

Roland de Pury wurde am 28. Oktober 1943 an der schweizerisch-österreichischen Grenze zur gleichen Zeit freigelassen wie aus Holland, Prag, Berlin und Paris angereiste Mitbürger, die gegen deutsche, in der Schweiz verhaftete Spione ausgetauscht worden waren. Zur Wiederherstellung seiner Gesundheit blieb de Pury ein Jahr lang in der Schweiz. Anfangs Oktober 1944 kehrte er nach Lyon zurück, das am 3. September befreit worden war, und hielt eine denkwürdige Predigt über den «Atem der Tyrannen» (Jesajas 25).

Besser liesse sich dieses Kapitel nicht beschliessen als mit der Wiedergabe des Gebets, das Roland de Pury nach dem Tagebuch-Eintrag «Gott gebe mir, von meinem Land zu sprechen, wie ich es noch nie vermochte» am 1. August 1943 in seiner Zelle niedergeschrieben hat:

«Herr, ich danke Dir, dass meine Heimat weder auf Eroberung, noch auf Gewalt oder Geld beruht, sondern auf einem in Deinem Namen geschlossenen Bund zum gegenseitigen Beistand, zum Dienst des Einen am Anderen, nicht zur Unterdrückung des Einen durch den Anderen. Herr, Du allein vermagst ein so verletzliches und wunderbares Gefüge zusammenzuhalten und es vor dem Absterben zu bewahren. Herr, erspare der Schweiz Heuchelei und Selbstzufriedenheit. Möge ihre linke Hand nie wissen, was die reichlich gefüllte rechte tut, wenn diese den Unglücklichen gibt. Möge meine Heimat nie vergessen, dass sie Deiner Gnade alles zu verdanken hat. Lobe sie Dich in Demut und in Freude.

Herr, bewahre sie vor den Schrecken des Krieges. Möge sie eine solche Prüfung nicht nötig haben. Erhalte ihr integre Magistraten, die

in Deinem Namen Recht sprechen und dieses um keinen Preis in der Welt beugen. Lasse sie für alle ungerecht Verfolgten ein offenes Land bleiben. Jeder ehrliche Mensch möge hier frei sein können. Auf dass meine Heimat so den Preis für Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und Freiheit nie vergesse. Amen!»[105]

[105] Der französische Originaltext steht auf der Rückseite einer Ansichtskarte mit der Kathedrale von Coutances geschrieben.

Anhang

Die Theologische Erklärung von Barmen

Angesichts der als aufs schwerste bezeichneten Gefährdung durch die herrschende Kirchenpartei der sogenannten «Deutschen Christen» trafen sich vom 29. bis 31. Mai 1934 Delegierte von 25 nationalen und Landeskirchen der Deutschen Evangelischen Kirche zu einer Bekenntnis-Synode in Barmen. Bei diesem Anlass stritten sie der Kirchenpartei, die, durch die Vereinheitlichungspolitik des Staates gefördert, schon ab 1933 bedeutende Macht erlangt hatte, jegliche Legitimität ab und proklamierten sich als die rechtmässigen Vertreter der Kirche. In einer einstimmig gutgeheissenen theologischen Erklärung wurde die Lehre der «Deutschen Christen» verworfen, der zufolge, der nationalsozialistischen Ideologie gemäss, Rasse, Volk und Nation die Fundamente einer gottgewollten Ordnung bildeten[106].

Die Erklärung umfasst sechs Thesen[107], die wir am Schluss dieses Kapitels im Originaltext wiedergeben.

Kurz vor Barmen, am 24. März 1934, hatte der Vorstand des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes die «Erklärung von Bern»[108] gutgeheissen, der diejenige von Barmen im Wortlaut recht nahekam. Von Prof. Adolf Keller inspiriert, bestand der Zweck dieser Deklaration darin, den deutschen Protestanten in ihrem Kampf eine solide theologische Unterstützung zu gewähren. «In weitgehender Übereinstimmung mit dem Glauben der evangelischen Christenheit», hielt sie fest, «hat eine evangelische Kirche, unbeschadet der nationalen Eigenart, einen internationalen Charakter, der in der Berufung durch Gott begründet ist. Er hat seine Kinder in allem Blut, in allen Rassen und in allen Völkern und hat uns in der Kirche eine Gemeinschaft des Geistes, nicht aber des Blutes oder der Rasse oder

---

[106] *«L'Histoire du christianisme en Suisse - une perspective œcumenique»,* Editions Labor et Fides, Genf, 1995, und Editions Saint-Paul, Fribourg.

[107] *Theologische Erklärung zur gegenwärtigen Lage der Deutschen Evangelischen Kirche*, Theologischer Verlag, Zürich, 1984.

[108] Erklärung des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes zu den kirchlichen Vorgängen in Deutschland, Bern, «Basler Nachrichten», 28. März 1934.

staatlicher Bindung geschenkt.» Diese Erklärung - Keller zufolge eine «Demarkationslinie» - wurde dem von den Nazis als Beauftragten für die Beziehungen mit Drittland-Kirchen eingesetzten Bischof Theodor Heckel zugestellt und diente dem Gedankenaustausch mit den deutschen Kirchen als Grundlage.

Die sechs Thesen der Deutschen Evangelischen Kirche (Auszug)

«Wir bekennen uns angesichts der die Kirche verwüstenden und damit auch die Einheit der Deutschen Evangelischen Kirche sprengenden Irrtümer der «Deutschen Christen» und der gegenwärtigen Reichsregierung zu folgenden evangelischen Wahrheiten (...):

1. Jesus Christus (...) ist das eine Wort Gottes, das wir zu hören, dem wir im Leben und im Sterben zu vertrauen und zu gehorchen haben.
   Wir verwerfen die falsche Lehre, als könne und müsse die Kirche als Quelle ihrer Verkündigung ausser und neben diesem einen Worte Gottes auch noch andere Ereignisse und Mächte, Gestalten und Wahrheiten als Gottes Offenbarung anerkennen.
2. Wie Jesus Christus Gottes Zuspruch der Vergebung aller unserer Sünden ist, so (...) ist er auch Gottes kräftiger Anspruch auf unser ganzes Leben; durch ihn widerfährt uns frohe Befreiung aus den gottlosen Bindungen dieser Welt zu freiem, dankbarem Dienst an seinen Geschöpfen.
   Wir verwerfen die falsche Lehre, als gebe es Bereiche unseres Lebens, in denen wir nicht Jesus Christus, sondern anderen Herren zu eigen wären, Bereiche, in denen wir nicht der Rechtfertigung und Heiligung durch ihn bedürften.
3. Die christliche Kirche (...) hat mit ihrem Glauben wie mit ihrem Gehorsam, mit ihrer Botschaft wie mit ihrer Ordnung (...) als die Kirche der begnadigten Sünder zu bezeugen, dass sie allein sein (Christi) Eigentum ist, allein von seinem Trost und von seiner Weisung in Erwartung seiner Erscheinung lebt und leben möchte.
   Wir verwerfen die falsche Lehre, als dürfe die Kirche die Gestalt ihrer Botschaft und ihrer Ordnung ihrem Belieben oder dem Wechsel

der jeweils herrschenden weltanschaulichen und politischen Überzeugungen überlassen.

4. Die verschiedenen Ämter in der Kirche begründen keine Herrschaft der einen über die anderen, sondern die Ausübung des der ganzen Gemeinden anvertrauten und befohlenen Dienstes.
   Wir verwerfen die falsche Lehre, als könne und dürfe sich die Kirche abseits von diesem Dienst besondere, mit Herrschaftsbefugnissen ausgestatte Führer geben oder geben lassen.
5. Die Schrift sagt uns, dass der Staat (...) die Aufgabe hat, in der noch nicht erlösten Welt (...), nach dem Mass menschlicher Einsicht und menschlichen Vermögens (...) für Recht und Frieden zu sorgen. (...) Die Kirche erkennt in Dank und Ehrfurcht gegen Gott die Wohltat dieser seiner Anordnung an. (...)
   Wir verwerfen die falsche Lehre, als solle und könne der Staat über seinen besonderen Auftrag hinaus die einzige und totale Ordnung menschlichen Lebens werden und also auch die Bestimmung der Kirche erfüllen.
   Wir verwerfen die falsche Lehre, als solle und könne sich die Kirche über ihren besonderen Auftrag hinaus staatliche Art, staatliche Aufgaben und staatliche Würde aneignen und damit selbst zu einem Organ des Staates werden.
6. Der Auftrag der Kirche, in welchem ihre Freiheit gründet, besteht darin, an Christi Statt (...) durch Predigt und Sakrament die Botschaft von der freien Gnade Gottes auszurichten an alles Volk.
   Wir verwerfen die falsche Lehre, als könne die Kirche in menschlicher Selbstherrlichkeit das Wort und Werk des Herrn in den Dienst irgendwelcher eigenmächtig gewählter Wünsche, Zwecke und Pläne stellen.»

Briefe des Präsidenten des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes, Alfons Koechlin, an Heinrich Rothmund, Vorsteher der Eidgenössischen Fremdenpolizei, und Bundesrat Eduard von Steiger

Alfons Koechlin
Basel, 19. August 1942
An den Vorsteher der Eidgenössischen Fremdenpolizei,
Herrn Dr. Rothmund
Bern

Sehr geehrter Herr Doktor,
Ich gelange an Sie in meiner Eigenschaft als Präsident des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes, um Sie Namens unserer evangelischen schweizerischen Kirchen dringendst zu ersuchen, in möglichst larger (grosszügiger, nachlässiger) Handhabung der gesetzlichen Bestimmungen nichtarischen Flüchtlingen sei's protestantischer, sei's israelitischer Konfession, die angesichts der neuen furchtbaren Deportationswelle aus Frankreich in unser Gebiet übertreten, das Verbleiben in der Schweiz zu gestatten. Die Nachrichten, die über diese Deportationen auf verschiedenen Wegen an uns gelangen, sind derart schwerwiegend, dass es sich tatsächlich in den meisten Fällen um eigentliche Lebensrettung handelt, während eine Verweigerung der Aufenthaltsbewilligung wohl in sehr vielen Fällen einem Todesurteil gleichkäme. Sie wissen um die Stellungnahme, die unsere evangelischen Kirchen und Flüchtlingsorganisationen seit Jahren in der Frage der Zulassung von Flüchtlingen angenommen haben. Sie wissen auch, dass wir bis heute Hunderte dieser Flüchtlinge durch freie Gaben durchgebracht haben und werden nicht daran zweifeln, dass wir weiterhin die nötigen Anstrengungen machen werden, um diesen Unterhalt auch in Zukunft, selbst wenn die Zahl der von uns betreuten Flüchtlinge erheblich zunehmen sollte, sicherzustellen.

Meinerseits weiss ich darum, dass die Schweiz die umfassende und furchtbare Flüchtlingsnot nicht lösen kann. Ich weiss auch, wie schwierig es für Sie ist, den rechten Weg zu finden und wie ernsthaft Sie sich bemühen, den verantwortlichen Entscheid in richtiger Weise

zu fällen, der einerseits der Asylverpflichtung der Schweiz und andererseits der Sicherheit der Schweiz in ihren verschiedenen Aspekten Rechnung trägt.

Die Botschaft und der Geist, von dem unsere Kirche lebt, alles wofür sie einsteht und kämpft, nötigt sie aber innerlichst, mit letzter Überzeugung dafür einzutreten, dass die Fremdlinge, die in Todesgefahr ihr Vertrauen auf den Schutz unseres Landes setzen, nicht zurückgestossen werden, vielmehr bei uns ihre Rettung finden. Auf unser Volk darf sich in einer Zeit, da es in geradezu wunderbarer Weise die Barmherzigkeit göttlicher Bewahrung erlebt, nicht die Schuld unverantwortlicher Härte legen. Es soll das Vorrecht und die Pflicht barmherziger Hilfe ausüben, auf dem ganz gewiss nicht nur äusserlich, sondern auch innerlich ein Segen liegt, der sich in Zukunft als eine Kraft auswirken wird.

Ich wäre Ihnen dankbar, wenn ich in dieser Angelegenheit Sie übermorgen Freitag oder Samstagmorgen zu einer Ihnen genehmen Zeit sprechen dürfte. Ich bitte Sie um telefonischen Bericht, wann Sie mich empfangen können.

Mit vorzüglicher Hochachtung,
der Präsident des Schweiz. Evang. Kirchenbundes:
Koechlin

Alfons Koechlin
EXPRESS
Basel, 22. August 1942.
Herrn Dr. Rothmund
Chef der Eidgenössischen Fremdenpolizei
Belpstrasse 16
Bern

Sehr geehrter Herr Doktor,
Die Mitteilungen, die Sie mir gestern anlässlich unserer Besprechung gemacht haben, bewegen mich fortwährend aufs Tiefste. Ich erlaube mir deshalb, nochmals darauf zurückzukommen. Anlass dazu gibt mir auch, dass ich mich auf Grund zahlreicher telefonischer und brieflicher Anfragen genötigt sah, durch den Evangelischen Pressedienst das Communiqué ausgehen zu lassen, das ich Ihnen beiliegend zur Kenntnis bringe und das wohl Sonntagabend in den Zeitungen erscheinen wird. Es liegt mir daran, Ihnen davon direkt und persönlich Kenntnis zu geben.

Ich möchte durchaus anerkennen, dass Sie den schwerwiegenden Entscheid vom 13. August in pflichtgemässer Ausübung der Ihnen auferlegten Verpflichtung veranlasst haben und durchzuführen bestrebt sind. Ich bin auch froh, von Ihnen die Zusicherung erhalten zu haben, dass die bis 13. August übergetretenen Emigranten nicht an die Grenze zurückgestellt werden sollen. Ich muss aber mit aller Dringlichkeit wiederholen, was ich schon in meinem Brief vom 19. August zur Geltung gebracht habe, dass gerade jetzt die grundsätzlichen Erwägungen schweizerischer Haltung, d.h. möglichst integrale Handhabung des Asylrechts die einzige Linie ist, die für unser Land eine Verheissung hat. Die Fragen der Ernährung und der Arbeitsmöglichkeit, das Risiko, unerwünschte Elemente zu bekommen, sind nur von relativer Bedeutung. In Bezug auf die äussere Politik steht die Schweiz allfälliger Anfechtung gegenüber auf dem sichersten Boden, wenn sie ihren eigenen Grundsätzen treu bleibt. Sie wird derart am ehesten allfälligen Reklamationen, von welcher Seite sie kommen werden, begegnen, je sogar vorbeugen können, vielleicht auch späteren

Entwicklungsmöglichkeiten gegenüber am freisten dastehen. Letztlich und entscheidend geht es aber darum, dass bei der Aufrechterhaltung des Entscheides vom 13. August und erst recht bei seiner strikten Durchführung etwas von der Seele der Schweiz und für unzählige Eidgenossen der Glaube an die Aufrechterhaltung ihrer Mission und Daseinsberechtigung verloren geht. Wir dürfen die christliche und humanitäre Aufgabe der Schweiz, von der so viel geredet wird, nicht nur erfüllen insoweit kein Risiko damit verbunden ist und wir dafür sicheres Lob ernten. Wir müssen vielmehr, wenn eine Verheissung darauf liegen soll, gerade auch da ihr die Treue halten, wo Risiken damit verbunden sind. Ohne den Willen zu diesem Wagnis bewegen wir uns im Rahmen einer Opportunitätspolitik, die unsere eigentliche Mission an augenblickliche Nützlichkeitserwägungen verrät und uns erst recht in Schwierigkeiten bringen wird.

Ich bin als Vertreter unserer Kirchen zu Ihnen gekommen und wenn ich das auch in diesem Briefe nochmals tue, so werden Sie es wohl von mir erwarten, dass ich Ihnen auch das Entscheidende sage, nämlich, dass hier ein göttliches Gebot in Frage steht, eine Verantwortung nicht bloss vor Menschen, sondern auch vor dem, der das Übergehen seiner Gebote an den Völkern rächt, dessen Hilfe und Kraft aber bei denen ist, die im Vertrauen auf seine Wahrheit seinen Geboten Folge leisten.

Mit vorzüglicher Hochachtung,
Ihr sehr ergebener
A. Koechlin

Präsident des Schweiz. Evang. Kirchenbundes
Alfons Koechlin
Basel, 22. August 1942
Herrn Bundesrat Dr. Ed. von Steiger, z. Zt. Zermatt

Verehrtester Herr Bundesrat,
Die neueste Entwicklung der Flüchtlingsangelegenheit veranlasst mich, trotzdem ich Sie in den Ferien weiss und es deshalb ungern tue, dringend an Sie zu gelangen. Den beiliegenden Durchschlägen meiner beiden Briefe vom 19. und 22. August an Herrn Dr. Rothmund werden Sie das Wesentliche entnehmen.

Nach neuesten Berichten, die mir von sicherer Quelle zukommen, steht es gegenwärtig um das Los der Juden in Holland, Belgien, im besetzten und unbesetzten Frankreich furchtbar. Ohne zwingende Notlage, ja ohne eine Notwendigkeit, die von uns nicht abzuwenden wäre, von unserm Lande Flüchtlinge abzuweisen, die bei uns für sich und ihre Kinder Rettung und Schutz ihres Lebens suchen, scheint mir eine so schwerwiegende Gefährdung der Mission unseres Landes, dass ich Sie nur aufs allerdringendste bitten kann, zu veranlassen, dass mit sofortiger Wirkung alle Ausweisungen sistiert und die Weisung vom 13. August abgeändert werde. Es widerstrebt mir, den Bundesrat unter öffentlichen Druck zu stellen. Die Eingaben und Anfragen schriftlicher und telefonischer Art von offiziellen kirchlichen Instanzen und Einzelpersönlichkeiten kommen mir aber so zahlreich und so dringlich zu, dass die Ausgabe des Communiqués, welches Sie beiliegend erhalten, unerlässlich wurde. Ich stehe Ihnen, sobald Sie aus Ihren Ferien zurück sind, für eine mündliche Unterredung zur Verfügung und wäre Ihnen ausserordentlich dankbar, wenn Sie mir eine solche zu einer Ihnen genehmen Zeit baldmöglichst gewähren wollten. Gerne erwarte ich Ihren diesbezüglichen Bericht und verbleibe

Mit vorzüglicher Hochachtung,
Ihr sehr ergebener A. Koechlin
Präsident des Schweiz. Evang. Kirchenbundes.
Beilagen erwähnt

(Diese Briefe sind uns vom Schweizerischen Bundesarchiv, Bern, in liebenswürdiger Weise zur Verfügung gestellt worden.)

Communiqué des SEK (vom 21. August 1942)

Der Vorstand des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes ist bei den zuständigen Bundesinstanzen in Bern schriftlich und mündlich vorstellig geworden, damit den vor kurzem in die Schweiz angelangten Emigranten das Asylrecht nicht versagt werde und um bei der weiteren Aufnahme von Flüchtlingen eine grosszügige Praxis zu fordern.

Er betrachtet es als ein Gebot christlicher Nächstenliebe und als humanitäre Verpflichtung der Schweiz, die Emigranten, deren Leben auf das Ernsteste bedroht erscheint, nicht aus unseren Grenzen auszustossen. Er ist überzeugt, dass das Schweizervolk die materiellen Opfer willig auf sich nehmen wird, welche sich zu deren Durchhalten als nötig erweisen werden und weiss, dass die Erfüllung des Gebotes der Liebe am verfolgten Fremdling sich wie in der Vergangenheit, so auch in Zukunft für unser Volk als Kraft erweisen wird.

Dies ist ein Auszug aus «La Sentinelle» vom 26. August 1942, die das Communiqué als erste Schweizer Zeitung abdruckte. Wir danken dem Neuenburger Kantonsarchiv für die Zustellung dieses Textes.

Zwei Tage zuvor hatte Chefredaktor und Nationalrat Paul Graber im gleichen Blatt einen Leitartikel veröffentlicht, aus dem wir den letzten Abschnitt wiedergeben:

Dass unsere Regierung gezwungen ist, sich neutral zu verhalten, ist begreiflich. Niemand und nichts kann sie jedoch rechtfertigen, wenn sie unmenschlich handelt. Die Massnahme aber, von der wir sprechen *(Rückweisungen)*, ist eine unmenschliche Massnahme. Sie befleckt unser Wappenschild, ich will sagen: die Würde unserer Nation. Die Sorgen materieller Art, welche die für diesen unverzeihlichen Fehler verantwortlichen Beamten anführen, kann man nicht gelten lassen. Selbst in diesen Zeiten ernährungspolitischer Einschränkungen darf ein Volk von vier Millionen Einwohnern seine Tore vor

ein paar Zehntausend, von den schlimmsten Leiden, ja vom Tod bedrohten Flüchtlingen nicht verschliessen.

Wir drücken all unseren Schmerz und unsere ganze Empörung aus. Wir fordern den Bundesrat auf, diesen Flecken auf unserem Wappenschild zu tilgen, uns den Stolz zurückzugeben, einer Demokratie anzugehören, die unter ihren Aufgaben den Schutz der höchsten Werte an vorderste Stelle setzt.

Begegnung zwischen dem SEK-Vorstand und der «Aktion nationaler Widerstand»

Am 22. Januar 1941 traf der Vorstand des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes eine Delegation von Politikern, die er selber als «Aktion nationaler Widerstand» bezeichnete. Im Protokoll des SEK wird diese Zusammenkunft wie folgt zusammengefasst:

«Die Delegierten der Gruppierung, zu der sich heute über 300 Bürger bekennen, haben der Kirche das Vertrauen für ihre Aktion ausgesprochen, die heute umso notwendiger ist, als unser Volk in einen - sowohl für die Religion wie für die Politik - gefährlichen Zustand der Gleichgültigkeit und des Defaitismus zu versinken droht. Der Kirche obliegt es, die christliche Freiheit gegen jeden inneren oder äusseren Feind zu verteidigen. Auch die protestantische Kirche der Schweiz ist heute betroffen, denn ihre Existenz hängt eng von der Existenz der Schweiz ab. Nach Auffassung der von uns angehörten Delegierten besteht auch für die Kirche die Pflicht zum Widerstand; Aufgabe der Geistlichkeit ihrerseits ist es mehr denn je, das Volk von der einzigartigen Bedeutung geistiger Werte zu überzeugen.»

Das dem SEK zugestellte Memorandum enthielt einen weiteren wichtigen Passus:

«Wir wollen von der Kirche keineswegs verlangen, sie solle ihre Mission auf den Gebieten der christlichen Verkündigung, der Seelsorge und des Unterrichts zu Gunsten irgendwelcher patriotischer Propaganda vernachlässigen. Vielmehr wünschen wir, sie möge sich strikte an ihr ureigenes Gebiet halten, um die uns bedrohenden spezifischen Gefahren nicht aus den Augen zu verlieren, und sie möge nicht vernachlässigen, auf ihrem eigenen Boden und mit ihren eigenen Mitteln zu arbeiten, damit uns der in anderen Ländern für die Katastrophe verantwortliche moralische Zusammenbruch erspart bleibe und das Schweizervolk zu entscheidender Stunde sein geistiges und christliches Erbe in die Tat umzusetzen vermöge.»

(Folgen 28 Unterschriften.)

Predigt von Pastor Roland de Pury gehalten in Lyon am 14. Juli 1940 (Auszüge)[109]

«Du sollst nicht stehlen» (Exodus 20,15)

(...) Nicht stehlen, das ist das wirkliche, wenn nicht das einzige Problem all unserer Stunden. Ist es in der Tat nicht so, dass Leute, die wie wir zumeist alles behalten konnten, jene bestehlen, die alles verloren haben? (...)

In den letzten Wochen hat uns das Schicksal, das Millionen von Menschen traf, auf brutale Weise in Erinnerung gerufen, dass nichts unser Eigen ist, weder unser Leben, noch unsere Familie, noch unser Hab und Gut**. (...)**

Wir spürten wohl alle, dass es absolut keinen Grund dafür gibt, dass wir selber nicht das erleiden mussten, was andere erlitten haben und weiterhin erleiden. (...)

Selbst unsere Existenz ist Entwendung. Wir verbringen unser Leben damit, Gott nicht das zurückzugeben, was Gott gehört, und unserem Nächsten nicht das zurückzugeben, was unserem Nächsten gehört. Sagen Sie uns doch, was ein Leben ohne Liebe anderes ist als ein Diebstahl? (...)

Versuchen wir, mit Blick auf die gegenwärtige Lage unseres Landes und der Welt, die Liste unserer tagtäglichen Plünderungen zu erstellen - und sie jeden Morgen durchzusehen. Dies wird für den Augenblick *unsere Betrachtung* zum heutigen 14. Juli sein; die nützlichste. (...)

Du sollst deine Freiheit deinem gefangenen Bruder nicht dadurch rauben, indem du übersiehst, dass keinerlei Grund besteht, dass du nicht in derselben Lage bist wie er, und dass du noch mehr in Gefangenschaft bist als er, wenn du nicht Tag für Tag die dir geschenkte Freiheit Gott darbringst. (...)

Denkt jeden Tag an die Millionen umherirrender Menschen, die in ihre Ruinen zurückkehren. Du stiehlst diesen Elenden dein eigenes Heim, wenn du dieses auch nur einen Augenblick lang als

---

[109] Diese Predigt wurde 20 Tage nach dem von der Vichy- Regierung Unterzeichneten Waffenstillstand gehalten. Sie gilt als eine der ersten öffentlichen Aufforderungen zum Widerstand gegen die von Marschall Petain eingeführte Ordnung.

naturgegeben ansiehst. (...)

Dem Hungrigen sollst du nicht dein Brot stehlen, dem Unglücklichen nicht dein Glück.

Soll man heute ganz Frankreich sagen: *Du sollst nicht deinen Frieden jenen stehlen, die sich noch immer im Krieg befinden?* (...)

Ich weiss wohl, dass sich Frankreich nach einem solchen Blutbad mit dem Gefühl zufriedengeben könnte: «Ich tat, was ich konnte». Ja, Frankreich durfte die Waffen niederlegen. Nie und nimmer aber darf es in seinem Innersten das begangene Unrecht akzeptieren oder gar gutheissen. Um etwas weniger leiden zu müssen, wären jedoch viele hiezu bereit. (...)

Besser wäre ein totes Frankreich als ein bestochenes, ein geschlagenes besser als ein diebisches. Ein totes Frankreich könnte man beweinen, ein Frankreich aber, das die von Unterdrückten in es gesetzte Hoffnung verriete, ein Frankreich aber, das seine Seele verkaufen würde und seine Sendung preisgäbe, ein solches Frankreich beraubte uns selbst noch unserer Tränen. Es wäre nicht mehr Frankreich. Eine ausschliesslich französische Politik wäre keine französische Politik mehr. Ein solches Abgleiten aber geht unmerklich vor sich. Schon fragen sich die Leute nicht mehr, ob dieser Krieg gerecht war. Sie bedauern, ihn geführt zu haben, weil sie ihn verloren haben. Als ob die Niederlage dem Kampf seine Berechtigung nähme. Als ob sich die Wahrheit am Erfolg messen liesse. (...). Ist es dies, was zwanzig Jahrhunderte Christentum Frankreich gelehrt haben? Ist es dies, was uns die ans Kreuz genagelte Wahrheit lehrt? Wenn Frankreich der Niederlage wegen an der Berechtigung des geführten Kampfes zu zweifeln beginnt, und wenn es deshalb in seinem Innern seine Gerechtigkeitssendung im Keim erstickt, so ist es schlimmer noch als tot: Es befindet sich im Zustand der Zersetzung, es ist reif für alle Niederträchtigkeiten. (...) Wird die ganze Reue dieses Landes darin bestehen, das Einzige zu bereuen, das es nicht zu bereuen gibt? Aber soweit wird es nicht kommen, wenn Gottes Wort noch gehört wird und wenn ihr euch beeilt, in alle Richtungen hinauszuschreien: «Franzosen, Ihr sollt Euren Nächsten, Ihr sollt den Schwächeren nicht jene Gerechtigkeit stehlen, die sie fordern. Ihr sollt den Geringeren in ihrer Versklavung

und in ihrem Elend Eure kommende Unabhängigkeit und Wohlfahrt nicht stehlen.» (...)

Das Gebot zu befolgen, «du sollst nicht stehlen», und kein Dieb zu sein, ist nicht leicht. (...)

Verloren stehen wir diesem Gebot gegenüber, und nie werden wir etwas anderes sein als Plünderer fremden Gutes. Versteht sich. Aber da ist Jesus, der kein Dieb ist, Jesus, das einzige Wesen auf dieser Welt, das nie etwas gestohlen hat, weder Gott, noch uns, Jesus, der nie die Erwartung von irgendjemandem enttäuschte. Dass Jesus diesem Gebot, wie allen übrigen, gehorchte, ist die einzige Hoffnung. Lasst Ihn gewähren, gebt euch Ihm hin, entzieht euch Ihm nicht, wenn ihr nicht immer wieder stehlen wollt, was eurem Nächsten gehört. (...)[110]

[110] Hsg.: Der aus dem Französischen übersetzte Text dieser Predigt ist zum besseren Verständnis da und dort leicht angepasst worden.